

Jean Baudet
STO à KdF, 1943 – 1945.
Erinnerungen

Heft 4



Die Autoren

Jean Baudet

Jg. 1922 – Jean Baudet wurde nach dem Beginn des deutschen Angriffs auf Frankreich am 13. Mai 1940 aus seinem Heimatort Balaives in den Ardennen in das Département Charente-Maritime evakuiert. Dort begann Baudet im Juni 1940 eine Metzgerlehre, bevor er am 1. September 1941 zu seinen Großeltern nach Châlons sur Marne kam. Baudet legte sein Abitur im Juli 1943 in Charleville ab und musste unmittelbar im Anschluss in der „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ als Hilfsarbeiter der Volkswagenwerk GmbH arbeiten. Im Mai 1945 kehrte Baudet zu seiner Familie nach Baölaives zurück. Die im Oktober 1945 in Paris begonnene Höhere Handelsschule schloss er im Juni 1947 mit dem Diplom ab und trat dann in das vom Großvater und Vater 1920 gegründete Familienunternehmen ein und fungierte ab 1950 als Geschäftsführer. Zwischen 1952 und 1976 übte er das Amt des Bürgermeisters seiner Heimatgemeinde aus. 1979 verkaufte er seine Firma, 1982 erfolgte die Pensionierung. Jean Baudet lebt mit seiner Frau in Nizza.

Dirk Schlinkert

Jg. 1965, Dr. phil., Historiker, Lehrbeauftragter am Institut für Geschichtswissenschaft an der Technischen Universität Braunschweig, von 1997 bis 2011 in der Historischen Kommunikation der Volkswagen Aktiengesellschaft, seither Redakteur in der Internen Kommunikation.

Veröffentlichungen: Der Zeitzeuge. Eine Spurensuche im Übergang zum kulturellen Gedächtnis, in: Manfred Grieger/ Ulrike Gutzmann/Dirk Schlinkert (Hg.): Die Zukunft der Erinnerung. Eine Wolfsburger Tagung, Wolfsburg 2008, S. 47–60; „Corporate Culture“. Some Remarks on Concepts and Practices and a Brief Case Study, in: Manfred Grieger/ Ulrike Gutzmann/Dirk Schlinkert (Hg.): Towards Mobility. Varieties of Automobility in East and West, Wolfsburg 2009, S. 121–127; Von der Wiederkehr des Phaëthon-Mythos in der „Postmoderne“ – mehr als ein mediales Intermezzo?, in: Karl-Joachim Hölkeskamp/Stefan Rebenich (Hg.), Phaëthon. Ein Mythos in Antike und Moderne, Stuttgart 2009.



Impressum

Herausgeber

für Volkswagen Communications Heritage:
Dieter Landenberger, Ulrike Gutzmann

Gestaltung

Visuelle Kommunikation Claus C. Pilz, Dortmund

Druck

Koffler DruckManagement GmbH, Dortmund

ISSN 1615-0201

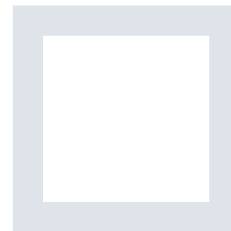
ISBN 978-3-935112-53-6

© Volkswagen Aktiengesellschaft
Wolfsburg 2000
Ausgabe 2019

Jean Baudet
STO à KdF, 1943 – 1945.
Erinnerungen

Mit einem Beitrag von Dirk Schlinkert

Memoria rediviva – Das Selbstzeugnis
eines französischen Zwangsarbeiters
im Volkswagen Werk





**MEMORIA REDIVIVA –
DAS SELBSTZEUGNIS
EINES FRANZÖSISCHEN
ZWANGSARBEITERS IM
VOLKSWAGEN WERK**
Seite 7

**PERIODE I: SOMMER,
AUGUST 1943 BIS APRIL 1944**
Seite 17

**PERIODE III: WINTER,
AUGUST 1944 BIS ZUR BEFREIUNG**
Seite 45



**STO à Kdf.
ERINNERUNGEN – EINLEITUNG**
Seite 15



**PERIODE II: HERBST,
APRIL 1944 BIS AUGUST 1944**
Seite 33



**PERIODE IV: FRÜHJAHR,
BEFREIUNG UND
HEIMKEHR**
Seite 61

ANMERKUNGEN
Seite 69

ANHANG
Seite 73



Memoria rediviva – Das Selbstzeugnis eines französischen Zwangsarbeiters im Volkswagen Werk

DIRK SCHLINKERT

„Erinnern heißt leben.“

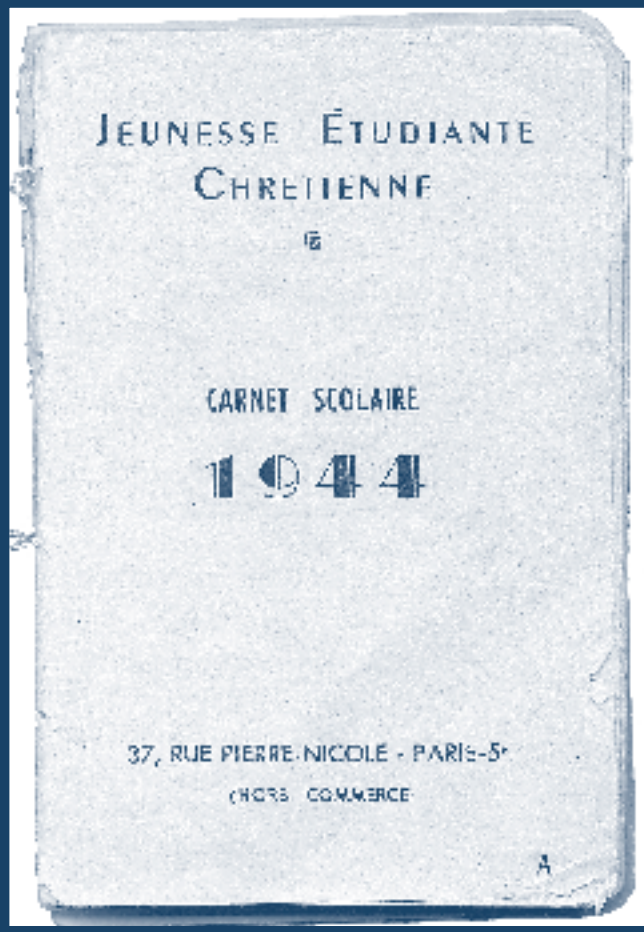
Saul Bellow, Bellarosa Connection

Autobiografische Erinnerungen sind individuell und unverwechselbar. Doch sind sie keine Kopien oder naturgetreue Aufzeichnungen der vergangenen Wirklichkeit. Es handelt sich vielmehr um komplexe Konstruktionen der Vergangenheit, die eine subjektive Wahrnehmung und Sicht der Ereignisse vermitteln. Sie sind gebrochen durch den Spiegel der persönlichen Lebenserfahrungen und werden durch die gegenwärtige Lebenssituation nachhaltig beeinflusst. Erinnerungen halten fest, wie Ereignisse erlebt und verarbeitet wurden und wie diese Ereignisse heute wahrgenommen und beurteilt werden. Wer im höheren Alter auf sein Leben zurückblickt, erinnert sich meist an die Periode des Lebens, die für die Ausbildung der persönlichen Identität von besonderer Bedeutung war. Besonders klar treten im Gedächtnis die Ereignisse hervor, die in der Jugend und im jungen Erwachsenenalter prägend waren. Diese wenigen Jahre schreiben sich tief in das individuelle Gedächtnis ein und sind häufig resistenter gegen das Vergessen als Ereignisse aus der Kindheit oder aus der Zeit als Erwachsener. Auch nach mehr als fünfzig Jahren sind sie noch virulent. Um sich ein lange zurückliegendes Geschehen ins Gedächtnis zu rufen, braucht es häufig den Impuls der Gegenwart.

Jean Baudet entschloss sich im Sommer 1998, sich intensiv mit seiner Zeit als „S.T.O. à KdF“ zu beschäftigen und seine Erlebnisse für die Nachwelt schriftlich festzuhalten. Was bewog ihn zu dieser Entscheidung? Die Zeit als französischer Zwangsarbeiter im damaligen Hauptwerk der Volkswagenwerk GmbH war über fünf Jahrzehnte beinahe vollkommen in den Hintergrund getreten. Erst nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Berufsleben als kaufmännischer Geschäftsführer eines mittelständischen Unternehmens der Kunststoffindustrie wuchs ganz allmählich wieder das Interesse an diesem Lebensabschnitt. Doch ging die Initialzündung von der Rückkehr an den Ort aus, an dem der damals gerade 21 Jahre alte Jean Baudet über einen Zeitraum von fast zwei Jahren leben und arbeiten musste.

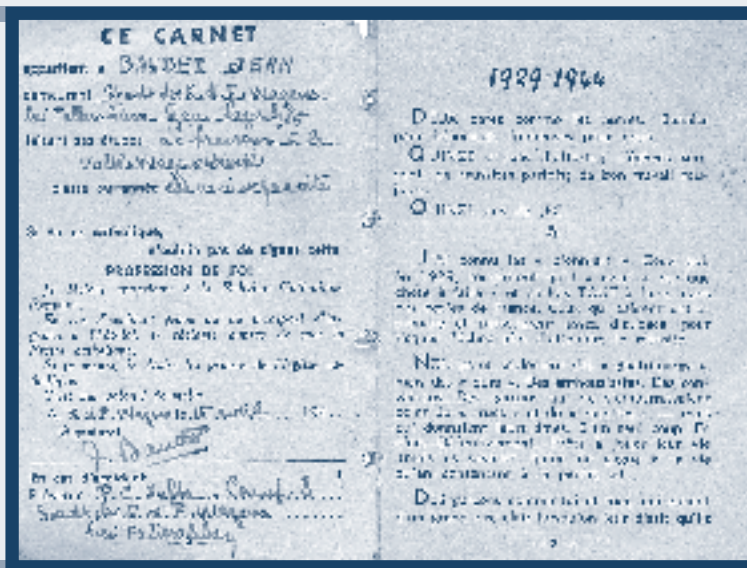
Nach einem ersten Besuch im Jahr 1955 kam er zum zweiten Mal in Begleitung seiner Ehefrau und nun mit Jacques Le Franc, einem langjährigen Freund und ehemaligen Kameraden in der Baracke des Gemeinschaftslagers, nach Wolfsburg. Jean Baudet besuchte das Werk Wolfsburg, besichtigte die Hallen, in denen er gearbeitet hatte, und einen ehemaligen Speisesaal, in dem er nach seiner Ankunft in der „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ erste Instruktionen für sei-

Taschenkalender des Jahres 1944



ne Arbeit im Werk erhalten hatte. Er besichtigte den im Herbst 1991 vor dem Eingang 2 der Südstraße des Werks Wolfsburg gesetzten Gedenkstein, der an die Opfer der Zwangsarbeit im damaligen Volkswagenwerk erinnert, und er ging in die ehemaligen Luftschutzbunker im Sockelgeschoss der Halle 1, in denen er während der Luftangriffe gewesen war und traumatische Ängste durchlebt hatte. In sechs Räumen dieser Luftschutzanlage sollte wenige Monate später der Aufbau der „Erinnerungsstätte an die Zwangsarbeit auf dem Gelände des Volkswagenwerks“ beginnen. Jean Baudet interessierte sich für das Ausstellungskonzept und sagte spontan seine Hilfe bei der Beschaffung geeigneter Ausstellungsobjekte zu. In diesem Zusammenhang erwähnte er eine Reihe von Privatbriefen, Fotos und Schriftstücken, die er als persönliche Erinnerungsstücke gesammelt und aufbewahrt hatte. Diese Dokumente befinden sich heute als Depositum im Unternehmensarchiv von Volkswagen. Etliche Objekte und Fotos werden in der Ausstellung der Erinnerungsstätte gezeigt.¹ An den authentischen Orten des Geschehens kehrten die Erinnerungen zurück. Jean Baudet erzählte bei seinem durch den Kulturverein Neindorf vermittelten Besuch am 5. Juni 1998 in Wolfsburg ausführlich über einzelne Erlebnisse aus seinen knapp 21 Monaten in der deutschen Rüstungsindustrie.² Seine Erinnerungen waren klar, lebhaft und anschaulich – eine Sammlung persönlicher Geschichten und Anekdoten. Jean Baudet entschied sich noch im Verlauf des Besuchs, seine Erinnerungen niederzuschreiben und auf das Angebot einzugehen, seine „souvenirs“ in den „Historischen Notaten“, der Schriftenreihe der Historischen Kommunikation der Volkswagen Aktiengesellschaft, zu veröffentlichen.³

Erste Seite des
Taschenkalenders, 1944



Unmittelbar nach der Rückkehr aus Wolfsburg begann die Arbeit an den „souvenirs“. Sie dauerte etwa zwei Monate. Täglich beschäftigte er sich mehrere Stunden mit diesem Lebensabschnitt. Er verfasste die „souvenirs“ als handschriftlichen Bericht, schrieb Kommentare in Fußnoten, illustrierte die Darstellung mit einer Reihe von Fotografien und versah den Text schließlich mit einem Anhang aus Bildern und Dokumenten, die er als persönliche Erinnerungsstücke über die Jahre hinweg aufbewahrt hatte.⁴ Um seine Erinnerungen zu schreiben, waren die Voraussetzungen günstig wie selten: Er konnte auf Erinnerungsberichte ehemaliger Kameraden zurückgreifen, mit denen er den Kontakt gehalten hatte, und telefonierte regelmäßig mit Jacques Le Franc und anderen Zeitzeugen, um verschiedene Fragen und Details zu klären.⁵ Er studierte die etwa fünfzig Briefe und Postkarten, die er bis zum Frühjahr 1944 an seine Eltern in seinem Heimatort Balaives/Ardennen und an seinen Onkel in Châlons sur Marne geschrieben hatte. Und er (re-)aktivierte seine Erinnerungen schließlich durch die Eintragungen in einem Tagebuch, das

er ab dem 19. Juni 1944 in dem Taschenkalender „Jeunesse Étudiante Chrétienne. Carnet Scolaire 1944“, einem Geschenk der Mutter, geführt hatte.⁶ Das Tagebuch fügte Jean Baudet, als er mit seiner Ehefrau und anderen Leihgebern an der Eröffnung der „Erinnerungsstätte an die Zwangsarbeit auf dem Gelände des Volkswagenwerks“ am 17. Dezember 1999 im Forum des Unternehmensarchivs teilnahm, seinem bereits bestehenden Depositum hinzu.

Wie andere Altersgenossen des Jahrgangs 1922 wurde Jean Baudet durch das Generalkommissariat des „Service du Travail Obligatoire“ in Charleville/Ardennen am 27. Februar 1943 erfasst.⁷ Die gesetzliche Grundlage für die Dienstverpflichtung bildete das zweite Gesetz über den „Service du Travail Obligatoire“ (STO) vom 16. Februar 1943. Anfang Januar 1943 hatte der „Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz“, Fritz Sauckel, von der Vichy-Regierung in der „2. Sauckel-Aktion“ mit Frist zum 15. März 1943 abermals ein Arbeiterkontingent von 250 000 Arbeitern für die deutsche Rüstungsindustrie gefordert.⁸

Daraufhin erließ die französische Regierung das „Loi du 16 février portant institution du Service du Travail Obligatoire“ und setzte ihre aktive Kollaborationspolitik aus dem Vorjahr fort. Das Gesetz sah eine zweijährige Arbeitsdienstpflicht für alle erwachsenen Männer der Jahrgänge 1920, 1921 und 1922 vor. Die Pétain-Regierung bildete dazu das „Commissariat général au Service du Travail Obligatoire“, das in den Départements regionale Büros einrichtete, um die Einberufung zum Arbeitsdienst und die Steuerung der Arbeitskräftekontingente zu organisieren. Ausnahmen vom Gesetz vom 16. Februar galten nur für wenige Berufsgruppen wie Landwirte, Bergarbeiter, Eisenbahner, Polizisten, Feuerwehrmänner. Studenten erhielten zeitlichen Aufschub bis Anfang September, dann nur noch bis zum 1. Juli 1943, um ihre Abschlussprüfungen abzulegen. Im Mai 1943 hob die Vichy-Regierung die meisten Ausnahmebestimmungen vollständig auf.

Von Juni 1943 an wurden die Maßnahmen zur Rekrutierung von Arbeitskräften für die deutsche Rüstungsindustrie in der „3. Sauckel-Aktion“ durch eine Meldepflicht für alle STO-Dienstpflichtigen, der „carte du travail“, durch polizeiliche Repressionsmaßnahmen und Fahndungslisten erheblich forciert.⁹ „Die Zeit der Freiwilligkeit war“, so die Bewertung des französischen Historikers Yves Durand, „endgültig vorbei. Man ging über zur Praxis des direkten Zwangs.“¹⁰ Wurden Mitte Juni 43 917 französische Arbeiter ausgehoben, so stieg die Zahl bis zum 11. Juli 1943 rapide auf 122 881 Personen, um schließlich bis zum 1. August 1943 auf 141 032 Personen emporzuschwellen. Das höchste Niveau erreichten die Rekrutierungsmaßnahmen zum Jahreswechsel 1943/44 mit 171 907 Arbeitern. Ende September 1944 stammten etwa 11 Prozent der insgesamt etwa 6 Millionen zivilen ausländischen

Zwangsarbeiter in der deutschen Kriegswirtschaft, also 646 421 Männer und Frauen, aus Frankreich.¹¹

Der Einsatzbefehl zum Arbeitsdienst in Deutschland erging für Jean Baudet am 9. Juli 1943. Er unternahm kurz darauf den Versuch, diese Dienstverpflichtung auszusetzen und sich zurückstellen zu lassen. Der Antrag an die regionale Verwaltung des STO wurde jedoch abgelehnt.¹² Am 23. Juli um 15.00 Uhr hatte er sich gemeinsam mit 400 jungen Männern am Pariser Gare de l’Est einzufinden. Dieses Kontingent gehörte zur „Jeunesse Ouvrière Française Travailleuse en Allemagne“ (JOFTA), einer von der Vichy-Regierung gegründeten Organisation, die Jugendliche für den Arbeitsdienst in Deutschland anwarb und vermittelte.¹³ Ein Teil der Dienstverpflichteten ging zur JOFTA in der Hoffnung auf eine gewisse Besserstellung, da ein Einsatz in Deutschland ohnehin unausweichlich schien. Bei anderen mochte darin eine politische Nähe zum Vichy-Regime aufscheinen. Die Arbeit und die Behandlung in der deutschen Rüstungsindustrie enttäuschte diese Erwartungen in jedem Fall.

In den ersten Kriegsjahren war die Zahl französischer Arbeitskräfte im Volkswagen Werk kaum signifikant. Erst im Frühjahr 1943 gelangte eine größere Gruppe französischer Kriegsgefangener in die „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“. Es handelte sich um das Arbeitskommando 1366 aus dem Kriegsgefangenen-Mannschafts-Stammlager XI B Fallingb. mit einer Stärke von 800 bis 1 000 Gefangenen. Seit dem Frühjahr 1943 wurden im Hauptwerk neben den Kriegsgefangenen etwa 1 500 französische Arbeiter eingesetzt, die im Rahmen des STO für die deutsche Rüstungsindustrie rekrutiert worden waren und in zwei Transporten im März und Juli 1943 im Volkswagen Werk eintrafen. Sowohl die

französischen Kriegsgefangenen als auch die französischen Dienstverpflichteten nahmen im Betrieb in der Verwaltung, aber auch im Kraftwerk häufig Schlüsselfunktionen ein.¹⁴

Eine Sonderrolle kam dabei der Gruppe der JOFTA-Arbeiter zu, die zum einen im Gemeinschaftslager in einem gesonderten Areal untergebracht waren. Sie unterstanden zum anderen auch einer eigenen Disziplinargewalt, die durch die örtlichen Ober- und Unterlagerführer der Vichy-Organisation ausgeübt wurde. Sie waren daher den Repressalien durch Werkschutz und Gestapo weniger ausgesetzt. Am Abend des 24. Juli 1943 traf Jean Baudet von Paris aus mit etwa 400 JOFTA-Arbeitskräften im „Gemeinschaftslager“ der „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ ein. Er wurde als Hilfsarbeiter der Mechanischen Abteilung des Volkswagenwerks zugewiesen.¹⁵ Ende August 1944 wurde er mit seiner Abteilung nach Neindorf, einem 10 Kilometer südöstlich gelegenen Dorf, verlegt, wo sich in der dortigen Kartoffelflockenfabrik unter dem Tarnbegriff „Kaffee“ ein Verlagerungsbetrieb des Hauptwerks befand.¹⁶ Dort wurde er am 12. April 1945 von amerikanischen Truppen befreit. Etwas mehr als zwei Wochen später trat er vom Haltepunkt Rothenfelde-Wolfsburg aus die Heimreise in sein Heimatdorf Balaives in den Ardennen an.

Die persönlichen Briefe und das Tagebuch bilden die mnemotechnische Basis der „souvenirs“. Im Alter von 76 Jahren – mehr als fünf Jahrzehnte nach seiner Rückkehr in die Ardennen im Mai 1945 – ging er daran, seine 21 Monate als „STO à KdF“ zu beschreiben. Doch ist es erst der Akt des Schreibens oder des Erzählens, in dem die persönliche Erinnerung für die Nachwelt fixiert, in dem die Vergangenheit konstruiert, Geschichte hergestellt wird. Jean Baudets „souvenirs“ sind das lebendige Zeugnis eines Zeitzeugen, der mehr

Erster Brief an die Eltern, 26. Juli 1943



als fünfzig Jahre nach den Ereignissen erzählt, wie es aus seiner Sicht gewesen ist. Sie sind gestaltet als kalendarisches Protokoll seines Aufenthalts in der „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ und im Verlagerungsbetrieb „Kaffee“. Die Erzählung folgt einem chronologischen Ordnungsprinzip, mal von Tag zu Tag, mal mit Pausen über Tage oder Wochen, als hätten die turbulenten Zeitläufte dem Schreiber den Rhythmus diktiert.

Die erste Phase der „souvenirs“ vom Spätsommer 1943 bis zum 7. April 1944 ist rekonstruiert aus den persönlichen Briefen an die Familie. Dann setzt das Tagebuch ein, das Jean Baudet in einem christlichen Taschenkalender des Jahres 1944 (Format 12 x 7 Zentimeter) bis zum Ende seines Arbeitseinsatzes im Hauptwerk im Frühjahr 1945 geführt hat. Eng, mit blauer Tinte beschriebene Seiten, kurze Sätze im Telegrammstil, die aber gelegentlich doch über den Raum, der eigentlich für nur einen Tageseintrag vorgesehen ist, hinauswachsen und sich in kleinen Exkursen über mehrere Tage, ja Wochen erstrecken können. Die letzten freien Seiten im Kalender vor dem jeweiligen Monatsende nutzte er immer wieder für ausführliche Berichte, Kommentare oder nachdenkliche Rückblicke, z. B. Ende April 1944 über die „culture allemande“, Ende Juni 1944 und über die Auswirkungen der Bombardierungen des Werks am 20. und 29. Juni 1944, Ende August und Ende September 1944 über die neue Situation in Neindorf, zum Jahreswechsel 1944/45 über die Silvesterfeier 1944/45 und zum Schluss der Aufzeichnungen über die hektischen Tage der Befreiung im April 1945. Das Tagebuch bricht mit dem Eintrag zum 12. April 1945, dem Tag der Ankunft der Amerikaner in Neindorf, ab. Die „souvenirs“ enden jedoch nicht mit diesem markanten

Ereignis der vierten Periode, der „Libération“ vom 8. April bis 4. Mai 1945. Jean Baudet setzt seine Erzählung chronologisch und detailliert bis zur Rückkehr zu seiner Familie nach Balaives fort. Er beschließt seinen „kurzen Bericht über schwere und auch weniger schwere Tage“ am 15. Mai 1945 mit dem Schlüsselsatz, der gewiss ein Leitmotiv der „souvenirs“ formuliert: „Espérons qu’il n’en reviendra pas de semblables (Wir wollen hoffen, dass so etwas nie wieder passiert)!“

Jean Baudet ist kein wortkarger, nüchterner Chronist. Er ist ein lebendiger, emotionaler und mitunter sogar fesselnder Berichterstatte. Er beschreibt anschaulich und empathisch nicht nur, was er erlebt hat, sondern auch wie er es persönlich erlebt und erfahren hat. Stets ist er um eine sachliche und ausgewogene Darstellung seiner Erlebnisse bemüht. Doch lassen seine Erzählungen keinen Zweifel daran aufkommen, wie er selbst zum geschilderten Gegenstand steht. Wenn er erzählt, spart er nicht mit kräftigen Farben und scharfen Strichen, bezieht klare Positionen und kommentiert das erlebte Geschehen oftmals mit einer gehörigen Portion Ironie und Humor. Das Gewand eines strengen und verbitterten Richters legt er sich aber nicht an. Vielmehr bemüht er sich in der Rückschau um eine differenzierte Urteilsbildung und bewertet ein Ereignis in seinem jeweiligen Zusammenhang, soweit er diesen persönlich zu überschauen vermag. Immer wieder bezieht er in seine „souvenirs“ allgemeine Beobachtungen oder reflektierende Passagen ein, wenn er z. B. die Situation im Gemeinschaftslager, den Arbeitsalltag oder im Januar 1944 die Lage der verschiedenen Zwangsarbeitergruppen schildert. Jean Baudet schreibt mit dem Gestus des teilnehmenden Beobachters, sieht sich selbst als Teil eines Ganzen, das er

ebenfalls in den Blick zu bekommen versucht. Darum der griffige, von seiner Person abstrahierende Titel „STO à KdF“, darum das Präsens als dominante Erzählzeit, darum die stilistische Entscheidung, dem kollektiven Plural „wir“ oder dem unpersönlichen Pronomen „man“ häufig den Vorzug vor dem subjektiven „ich“ zu geben. Die autobiografische Erzählung der „souvenirs“ erscheint damit als die Erzählung eines ehemaligen Zwangsarbeiters, der sich selbst als Sprachrohr einer Gruppe begreift und sein eigenes Erleben als repräsentativ für die Angehörigen des STO in der „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ verstanden wissen will. So schreibt er seine „souvenirs“ als „die Geschichte der meisten jungen Franzosen, die mit mir vom STO nach Deutschland geschickt worden waren“.¹⁷

Diese Strategie des Schreibens, die Jean Baudet in seinen „souvenirs“ verfolgt, markiert deutlich die Aktualität und den Gegenwartsbezug seiner Erinnerungen. Daran wird erkennbar, was Jean Baudet aus der Situation im Sommer 1998 – 53 Jahre nach dem Ende seiner Zeit als französischer Zwangsarbeiter im Hauptwerk der Volkswagenwerk GmbH – als vergangene Realität registriert, was er akzeptiert und wiederum folgenden Generationen überliefert. Oder, wie es der amerikanische Psychologe Daniel L. Schacter formuliert: „Die Geschichten über unsere Vergangenheit bestimmen ganz wesentlich, wie wir uns sehen und was wir tun. Doch unsere Geschichten setzen sich aus vielen verschiedenen Elementen zusammen: Schnipseln dessen, was tatsächlich geschehen ist, Gedanken über das, was hätte geschehen können, und Überzeugungen, von denen wir uns bei unserem Versuch, uns zu erinnern, leiten lassen. Unsere Erinnerungen sind die hin-

fälligen, aber machtvollen Produkte dessen, was wir aus der Vergangenheit behalten, über die Gegenwart glauben und von der Zukunft erwarten.“¹⁸

Die „souvenirs“ repräsentieren die Realität der Zwangsarbeit im damaligen Hauptwerk und im Gemeinschaftslager in der „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ aus der Retrospektive eines Zeitzeugen, der sich im Alter von 76 Jahren seiner Zeit als „STO à KdF“ erinnert. Sie sind vom Willen zur Wahrheit geprägt, doch bleiben sie letztlich das Produkt einer subjektiven Wahrnehmung und Darstellung. Die „souvenirs“ spiegeln die verschiedenen Facetten der vergangenen Wirklichkeit in ihrer individuell erlebten Vielschichtigkeit. Und sie zeigen sehr plastisch die Handlungsspielräume auf, die sich einem jungen Erwachsenen aus Frankreich als Hilfsarbeiter der Volkswagenwerk GmbH in der „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ und im Verlagerungsbetrieb in Neindorf eröffneten.

Das Spektrum zwischen Reglementierung und selbstbestimmtem Handeln scheint enorm gewesen zu sein: Es reicht vom Privatleben, von Sport, Freizeit und Wochenendaktivitäten, Reisen in die nähere Umgebung, Lesen, Kino und Theater in der „Cianetti-Halle“, Post und Paketen, Festen und Feiern, Glück und Depression, über Liebe und Sexualität bis zur Bewältigung ganz alltäglicher Dinge in der Baracke oder im Gemeinschaftslager. Es reicht von Wochen und Monaten des Hungers und des Mangels bis zur „Zeit des Überflusses“ nach der Befreiung im April 1945. Jean Baudet schildert den Arbeitsalltag unter Zwang in der Fabrik am Mittellandkanal, zeigt das Nicht-Arbeiten und Formen der Resistenz in der Situation der betrieblichen Desorganisation nach den

Bombenangriffen. Luftalarm, Bombenangriffe und Bunker-
räume, die Ängste um das eigene Überleben, Strafaktionen,
Furcht vor Terror, Schikanen und Repressalien durch die
Organe der SS, der Gestapo oder des Werkschutzes kom-
men ihm ebenso in den Blick wie die sozialen Beziehungen,
Konflikte und Unterschiede zwischen den verschiedenen
Gruppen von Zwangsarbeitern. Sein Erinnerungsbericht lie-
fert Innenansichten der multiethnischen Belegschaft des da-
maligen Hauptwerks. Er beschreibt die Solidarität und gegen-
seitige Hilfe der Kameraden und Landsleute in der Baracke
8/15, die gemeinsamen Strategien zur Bewältigung ihres
Lebens in der Fremde unter den besonderen Verhältnissen
des Zwangs, die sie in den Augen des jungen Jean Baudet zu
einer Art „Familie“ machten. Dieses kontrastreiche Spektrum
charakterisiert die besondere Bedeutung der „souvenirs“ als
historisches Dokument. Sie sind ein beredtes Zeugnis für
das Leben eines jungen Franzosen unter den schwierigen
Bedingungen der Zwangsarbeit in einem Unternehmen der
deutschen Rüstungsindustrie.

STO à KdF.

Erinnerungen – Einleitung

Bis zum April 1944 führte ich kein Tagebuch, da die Post nach Frankreich noch reibungslos funktionierte. Ich berichte hier meine Erinnerungen, die bedeutsamsten Ereignisse. Zahlen und Daten habe ich den Briefen entnommen, die ich bis zum April 1944 meiner Familie schrieb, insgesamt 40 Briefe, die alle erhalten sind.

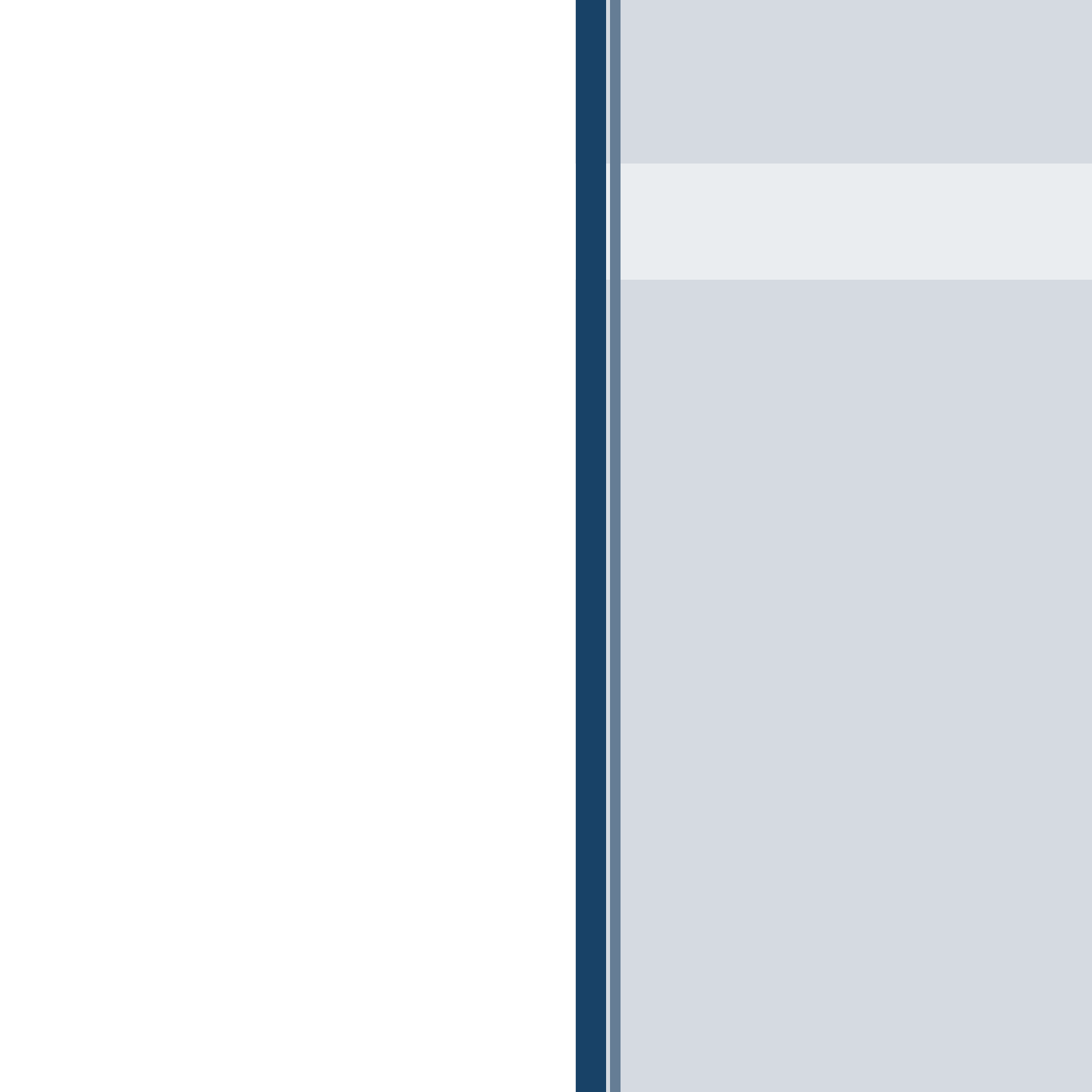
Diese Briefe klingen recht optimistisch. Zum einen wurden sie durch die Behörden kontrolliert – durch einen blauen Querstrich versuchte man, Geheimtinte zu entdecken. Zum anderen wollte ich meine Eltern nicht beunruhigen.

In dieser Zeit ist eigentlich nichts Bedeutsames passiert, das tägliche Einerlei: Lager und Arbeit, Arbeit und Lager. Ich begann, ein Tagebuch zu führen, als die ersten Bomben auf das Werk fielen. Davon konnte ich meinen Eltern nicht schreiben und ich ahnte, dass dies der Anfang einer schweren Zeit war.

Dieser Bericht enthält nichts Ungewöhnliches. Ich war kein Held, kein Abenteurer, kein Draufgänger. Ich war gezwungen, in der KdF-Stadt zu arbeiten und zu leben. Ich wollte diese Zeit so gut wie möglich hinter mich bringen, auf bessere Zeiten wartend, ohne mich besonders hervorzutun.

Das ist die Geschichte der meisten jungen Franzosen, die mit mir vom STO nach Deutschland geschickt worden waren. In unserem Alter, in unserer Lage, und da wir wussten, dass wir nur eine begrenzte Zeit dort waren, galt unser Hauptinteresse einer einzigen Sache: dem Essen. Denn Essen bedeutete Überleben. Es war ein Bedürfnis, und es war Ablenkung. Unsere Gedanken und unsere Gespräche kannten kaum ein anderes Thema. Außerdem fehlte uns trotz des freundschaftlichen Verhältnisses, das unter uns bestand, die Gegenwart der Frauen. Auch das beschäftigte uns sehr.

Jedenfalls suchten wir, um von unserer eintönigen und uns gleichgültigen Arbeit loszukommen, nach Ablenkungen, welche auch immer es gab (Sport, Kino, Theater, Konzerte). Ich persönlich fühlte mich besonders von der Natur angezogen. Sie gab mir Ruhe, Frieden und Lebensfreude – ein wirksames Mittel gegen den Alptraum, den wir durchlebten.



Periode I: Sommer, August 1943 bis April 1944

Im Frühjahr 1943 bin ich Gymnasiast in den Ardennen. Ich bereite mich auf das Abitur vor. Ich habe durch den Krieg zwei Jahre verloren. Ich stamme aus der Gegend von Sedan und wurde im Mai 1940 mit meiner Familie evakuiert, ein Jahr nach Charente-Maritime und ein Jahr in die Marne. Wir kehren erst im September 1942 in die Ardennen zurück. Unser Gebiet ist „verbotene Zone“¹⁹, und wir hatten alles verloren. Wohl im Februar 1943, als der Austausch französischer Kriegsgefangener gegen zivile Freiwillige gescheitert war, wurde der STO („Service du Travail Obligatoire“) gegründet. Ab Februar und März 1943 werden Arbeiter aus den Fabriken und junge Leute aus den Büros abgezogen, ohne Rücksicht auf ihr Alter. Im Gegenteil: Es wird beschlossen, die jungen Leute im wehrfähigen Alter, also den Jahrgang 1922, dem ich angehöre, und später auch den Jahrgang 1923 zu verpflichten, für die STO nach Deutschland zu gehen. Die Schüler bekommen einen Aufschub bis Juli, um ihre Prüfungen machen zu können. Ich selbst wie auch die meisten anderen jungen Männer habe keine Lust, in Deutschland zu arbeiten. Wir ertragen die Besatzung, mehr oder weniger passiv, haben aber nicht den Wunsch, für das Reich zu arbeiten und dadurch zur Verlängerung des Krieges beizutragen. Was also tun? Seit April stelle ich mich bei der Verwaltung, bei der staatlichen Eisenbahn „SNCF“ (Société Nationale des Chemins de Fer), bei der „Electricité de France“ und bei Industrieunternehmen vor, um eine Anstellung zu finden.

Aber überall dieselbe Frage: „Welcher Jahrgang sind Sie?“ „1922“ – „Also dann kann ich nichts für Sie tun.“

Niemand will mich. Überall schließen sich die Türen. Ich habe tatsächlich nur sehr wenig Beziehungen. Also weiß ich auch nicht, wie man es anstellt, nach England zu gelangen. Auch weiß ich nichts von der Résistance, einer streng geheimen Organisation, die man übrigens in dieser Zeit noch „Terroristen“ nennt.²⁰ In Frankreich zu bleiben und im Verborgenen eine illegale Existenz zu führen, erscheint mir sehr riskant. Es entspricht auch nicht meinem Charakter.

Im Juni etwa ging ein Gerücht um: Jeder, der nicht bereit sei, zu gehen, soll durch seinen Vater oder seinen Bruder ersetzt werden. Ich habe einen jüngeren Bruder und einen Vater, der im Krieg 1914 – 1918 gedient hat. Diese Alternative kann ich nicht ertragen und entschließe mich, doch zu gehen.

Gehen, ja, aber unter möglichst günstigen Bedingungen. Ein Schulkamerad, der mehr Glück hat als ich, arbeitet beim Jugendministerium und erzählt mir von der JOFTA – Jeunesse Ouvrière Française Travaillante en Allemagne. Das ist eine neue, von der Vichy-Regierung geschaffene Organisation, ähnlich wie die Jugendarbeitsgruppen in der „freien Zone“, die Jugendliche der Jahrgänge 1922 und 1923 erfassen soll. Wir werden in Gruppen abreisen unter der Leitung französischer Anführer und gewisse Vorteile genießen. Ich erkläre mich einverstanden. Unmittelbar nach meinen Abschlussprüfungen, wohl um den 20. Juli, werde ich nach Paris zum Boulevard Kellermann einberufen.

Juli 1943 – Wir bleiben einige Tage in Paris. Man gibt uns eine dunkelblaue Uniform. Wir verbringen die Zeit damit zu lernen, im Gleichschritt zu marschieren und Marschlieder zu singen. Wir haben Anführer, die kaum älter sind und kaum eine bessere Ausbildung besitzen als wir. Sie sind wohl vor allem durch Beziehungen, Kameraderie und persönlichen Ehrgeiz zu ihren Posten gekommen. Was mich betrifft, so bin ich gezwungen zu gehen. Ich will nicht zu viel Eifer zeigen und bescheiden bleiben.

Am 23. Juli steigen wir am Gare de l'Est in den Zug, in alte Waggons der 3. Klasse, mit wehenden französischen Fahnen. Wir singen aus vollem Hals die Marseillaise. Es ist das erste Mal seit Ankunft der Deutschen, dass wir die Möglichkeit ha-

ben, dies ohne Angst vor Repressalien zu tun, und wir nutzen diese Gelegenheit. Als wir durch Metz und Lothringen fahren, singen wir doppelt so laut. Wir wagen es sogar, zu singen: „Das Elsass kriegt Ihr nicht und auch nicht Lothringen!“, ein besonders antideutsches Lied. Wir ernten Freuden- und Bravorufe von den Lothringern, die für fünf Jahre Deutsche geworden sind.

Nach Metz, Mainz, Gießen und Kassel kommen wir am Abend des 24. Juli 1943 um 18.30 Uhr an. Es ist ein schöner, sonniger Abend. Vor uns liegt eine gewaltige Fabrik aus roten Backsteinen, ganz neu, großartig, riesig. Dieser Eindruck hat sich tief in meinem Gedächtnis verankert. Der Zug hält. Wir sind am Ziel.

Südostblick auf das Kraftwerk,
August 1939



Wir stellen uns mit Gepäck in Reih und Glied auf und marschieren im Gleichschritt, die französische Fahne an der Spitze, unserem Schicksal entgegen. Wir passieren das Zivillager der Franzosen, die bereits im Februar und März angekommen sind. Sie empfangen uns mit Schreien, Hohn und Spott. Sie glauben, wir seien Freiwillige. Das ist schwer zu ertragen! Wir waren 400 JOFTAs aus allen Schichten, aus allen Gegenden Frankreichs: Studenten, Arbeiter, Bauern, Beamte. Man behauptet sogar, eine Gruppe aus Marseille sei für diesen Anlass aus dem Gefängnis entlassen worden.

Man verteilt uns auf die Baracken, 18 Mann in ein Zimmer (ich bin in der 8/15). Am nächsten Tag müssen alle ins Werk. In einem großen Speisesaal hält ein kleiner Mann ohne Bart und mit piepsiger Stimme eine Ansprache. Er steht auf einem Tisch und trägt eine SA-Uniform. Natürlich verstehen wir von dieser Rede kein Wort. Später haben wir erfahren, dass er Gericht hieß. Er war Leiter des Werkschutzes und Vorgesetzter der Ausländer.²¹

Man fragt uns nach unseren Fachkenntnissen. Ich sähe mich gern als Zeichner in einem Büro. Aber für diesen Posten gibt es viele Anwärter und nur fünf Plätze.

Die Abteilungsleiter, einige von ihnen „Meister“, sind gekommen, um das Personal zu suchen, das ihnen fehlt. Man fühlt sich wie auf einem antiken Sklavenmarkt. Schließlich werde ich ausgesucht, um als Hilfsarbeiter in der Mechanischen zu arbeiten. Man gibt mir einen Ausweis mit Foto. Dazu ein rundes Abzeichen mit VW-Emblem und rotem Rand, was Mechanische bedeutet, und schließlich meine Nummer 6-125, zwei Dinge, die ich immer bei mir tragen muss.

Am nächsten Morgen um 6.30 Uhr stelle ich mich bei meinem Meister vor, der auf mich einen sympathischen Eindruck macht. Er ist schlank, hat braune Haare und trägt ein graues Hemd mit roter Armbinde. Später erfahre ich, dass er Österreicher ist. Ich hatte niemals Schwierigkeiten mit ihm. Er heißt Herr Schmelzle. Er übergibt mich in die Hände eines Vorarbeiters, Erik Paust, blond und blauäugig, mit Brille und modischer Frisur. Er sollte während meines ganzen Aufenthaltes in Deutschland mein Vorgesetzter sein. Wir haben uns immer gut verstanden. Anders als meine Kameraden spreche ich ein paar Worte Deutsch, und das erleichtert die persönlichen Beziehungen.

August 1943 – Unser Meister ist für das Fräsen von Zahnrädern verantwortlich. Zahnräder gibt es in allen Formen: große, kleine, platte und lange, schraubenförmige und konische. Erik erklärt mir die Arbeit an einer kleinen, einfachen Maschine. Man braucht das Werkstück nur zu befestigen und auf einen Knopf zu drücken. Der Vorgang des Fräsens dauert zwei Minuten, und die Maschine hält von selbst an. Man wechselt das Werkstück, und dann wieder von vorne. Diese Arbeit strengt in der Tat kaum an, ist aber sehr monoton. Während der zwölf Stunden in der Fabrik muss man seinen Geist beschäftigen. Kurz darauf gibt man mir eine zweite, ähnliche Maschine: Der Rhythmus ist nun interessanter.

Anfangs ist unser Tageslauf: 5.00 Uhr Aufstehen, 6.00 Uhr Ankunft in der Fabrik, Suppe im Speisesaal, 6.30 Uhr Arbeitsbeginn, 9.15 Uhr Frühstückspause mit Imbiss aus dem Brotbeutel. Mittags Mahlzeit in der Kantine. Dann wieder Arbeit von 12.45 Uhr bis 17.30 Uhr. Die Nachtschicht arbeitet von 18.00 Uhr bis 6.00 Uhr früh mit einer 45-minütigen Pause um Mitternacht für eine Suppe in der Kantine.

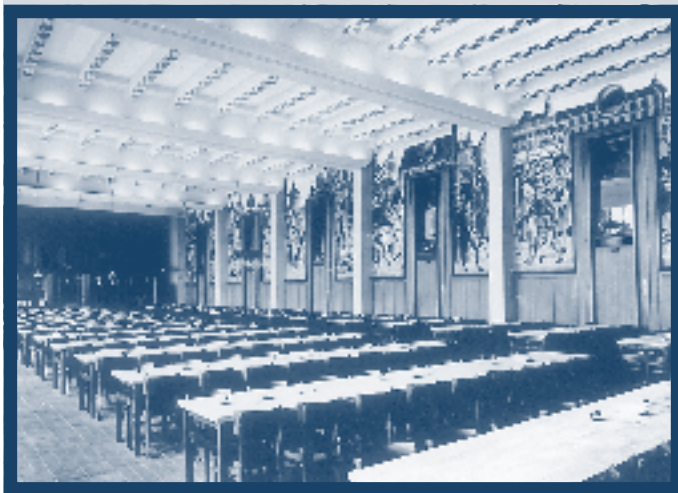
Sehr bald teilt mich mein Meister jede zweite Woche zur Nachtschicht ein. Das geht von Sonntagabend bis Samstag früh. Die ersten Wochen waren mühsam, es war ungewohnt, und die große Hitze im August. Wir hatten 30°C im Werk. Ich erinnere mich genau an den Geruch von heißem Gummi, Öl und Farbe. Die Stimmung war nicht besonders gut. Zum Glück gab es in den ersten Tagen beinahe Nacht für Nacht Alarm, und später noch häufiger. Man stoppt die Maschinen und geht hinab in die Bunker. Wir werden eingeschlossen, und ein bewaffneter SS-Mann bleibt im Flur. Aber für uns bedeutet das Erholung, und wir nutzen die Zeit, um ein wenig zu schlafen. Ein anderer Vorteil der Nachtschicht: Die Meister sind nicht anwesend, nur ein Vorarbeiter, wenige vom Werkschutz²², und nach 22.00 Uhr ist es ruhig: Man kann Zeitung lesen, das „Echo von Nancy“ zum Beispiel, zwar deutsche Nachrichten und Propaganda auf Französisch, aber es gibt eben nichts anderes. Doch muss man seine Arbeit fortsetzen. Bei Tage wie in der Nacht finde ich bei meiner Ankunft eine Menge Werkstücke vor, die ich bearbeiten muss, und es ist ratsam, diese fertig zu stellen.



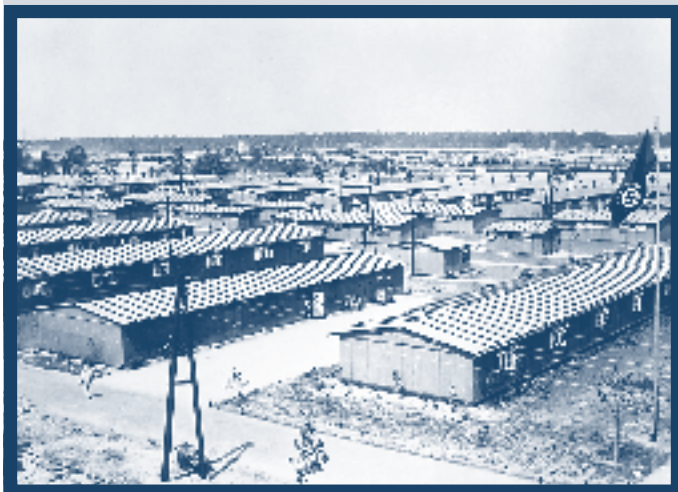
Die Mannschaft der 8/15, August 1943

In der ersten Zeit werden wir sehr gut ernährt, z. B. morgens Eintopf, mittags Suppe, ein Würstchen mit Gemüse, Kuchen mit Sahne, Kartoffeln, soviel man will, abends Suppe, Brot und eine kleine Auswahl von Margarine, Leber- oder Blutwurst, Käse und Marmelade.

Wir, die wir aus einem besetzten Land kommen, in dem seit drei Jahren Hunger herrscht, finden das ganz wunderbar und hoffen, dass dieser Zustand sich nicht ändert. Wir nehmen unsere drei Mahlzeiten in einem großartigen Speisesaal ein. Auf der einen Seite eröffnet der Saal durch große Fenster den Blick nach Süden, an der anderen Wand befinden sich herrliche farbige Fresken. Große Holztische, tadellos sauber und Geschirr und Besteck mit dem VW-Zeichen.



**Speisesaal im Südrandbau
des Hauptwerks, 1941**



**Gemeinschaftslager, im Hintergrund der
Südrandbau des Hauptwerks, 1939**

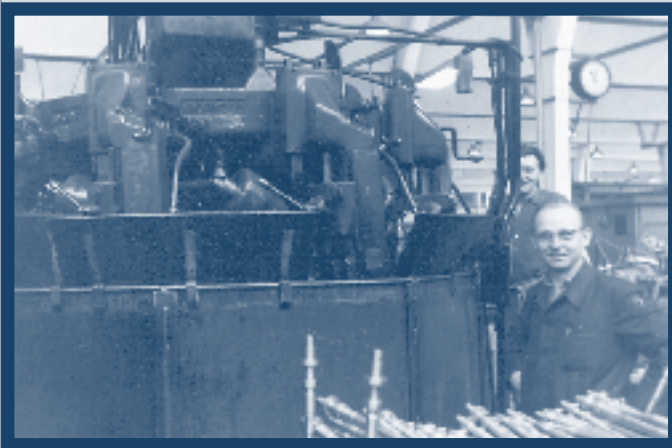
Aber das war nicht von langer Dauer. Die Tischgedecke verschwanden sehr schnell und wurden eingespart. Nun müssen wir uns anstellen, um unsere Ration in einer Schüssel aus Emaille, die wir erhalten hatten, zu empfangen. Wir müssen mit einem Löffel essen, den wir aus Frankreich mitgebracht hatten. Von nun an tragen wir Essgeschirr und Löffel stets im Brotbeutel bei uns.

Das Leben im Lager findet sich schnell. Wir haben nicht viel Zeit, und die Nächte sind recht kurz. Wir sind 18 Mann in der 8/15, eine bunte Mischung: Leute aus dem Languedoc, Basken, aus der Normandie, der Charente, zwei aus der Champagne. Aber die Atmosphäre ist ausgezeichnet, sehr lustig, und wir verstehen uns glänzend. Bei der Ankunft bekam jeder eine Aluminiumschüssel zum Waschen und zum Kochen, ein Bettuch, einen Bezug für den Strohsack und drei Decken. Wir schlafen in Etagenbetten aus Holz. In der Mitte des Raumes: ein Tisch, zwei Bänke, ein Ofen und zwei große Aluminiumkannen, um Wasser und Bier, später um Kaffeeersatz am Morgen zu holen.

Für die Tagschicht ist der Samstagnachmittag frei. Wir nutzen die Zeit, um zu schreiben, zu lesen und vor allem um in unserer Schüssel die Wäsche zu waschen. Im Werk geschieht das Fräsen der Zahnräder unter Zufluss weißer Flüssigkeit, einer Öl-Emulsion, die das Metall abkühlen soll. Aber wir sind voller Öl, auch unsere Kleidung, und das Waschen ist schwierig. Zum Glück bekommen wir ein spezielles Waschpulver und benutzen fließendes Wasser, können aber nichts auskochen.

Wir können Spaziergänge auf dem Land machen oder können bis Dezember 1943 abends sogar mit dem Zug nach Braunschweig fahren. Einige gehen ins Kino in die „Cianetti-Halle“, ein großartiges Gebäude ganz aus Holz, das die Italiener aufgebaut haben²³, und das zur „KdF-Halle“ wird, als wenige Monate später ebendiese Italiener das Bündnis mit dem Reich verlassen.

Wir erhalten ziemlich regelmäßig Post aus Frankreich²⁴, sogar Pakete von unseren Familien mit Sachen, die sie sich selbst vom Munde absparen. In der Woche brauchen wir nichts, aber am Wochenende sind die Rationen im Werk wesentlich kleiner, und wir sind 20 Jahre alt.



Die „Cianetti“ mit Erik Paust, zwei Jahre lang unser Vorarbeiter, April 1945

September 1943 – Die Franzosen organisieren die Freizeit nach ihren Fähigkeiten und Neigungen. Einige spielen Theater, andere gehören einem Chor an, andere haben ein kleines Orchester, das „Orchestre France“, gegründet und spielen zu unserer Zerstreuung am Sonntagnachmittag in der Kantinenbaracke des Lagers. Einige spielen Tischtennis oder Fußball, die meisten tun einfach nichts. Ich selbst spiele Fußball. Bis zu unserem Abmarsch nach „Kaffee“ spiele ich beinahe jeden Sonntag. Wir haben mit sechs Mannschaften eine französische Meisterschaft veranstaltet. Jede Mannschaft vertritt eine Region. Später spiele ich in der französischen Mannschaft von KdF, was kurze Reisen in die ganze Umgebung erlaubt. Ein schöner Glücksfall.

Wir sind etwa 1 400 Franzosen, davon 400 JOFTAs. Am 4. August fahren etwa 100 in den Schwarzwald, um die Reparatur von Flugzeugtragflächen zu erlernen. Jeden Morgen marschieren wir im Gleichschritt in die Fabrik und kommen genauso zurück. Am Sonntagmorgen ist Uniform- und Fahnen-Appell auf dem Cianetti-Platz. Wir sind ein wenig stolz darauf, die französische Fahne wehen zu sehen. Wir denken an unser Vaterland und unsere Familien. Aber das alles lässt allmählich nach.

Oktober 1943 – Als ich in KdF ankam, war ich überaus erstaunt, diese hochmoderne Fabrik mit ihren Maschinen und ihren mehr als komfortablen Speisesälen zu sehen. Auch das Lager war sehr komfortabel, hübsch gepflegt mit Rasen und Blumen und Wegweisern, aus Holz geschnitzt. Aber was mich am meisten überrascht, ist die soziale Organisation zum Wohle der Arbeiter. Zu Beginn genießen wir dieselben Vorteile wie die Deutschen, wenn auch an anderen Orten. Kantinen,

Verpflegung, Toiletten, Duschen, alles ausgezeichnet. Das Sport- und Freizeitangebot war organisiert, und es war leicht, daran teilzunehmen. Man sah, dass es sich um die Pilotfabrik des NS-Regimes handelte, ein Vorzeigeobjekt für das deutsche Volk und die Welt.

Die andere Seite der Medaille war das Regime selbst. Ich hatte den Eindruck, alle Deutschen seien Parteimitglieder und trugen das Abzeichen im Knopfloch. Sonntags in der Stadt oder in der Fabrik, wenn wir am Vormittag arbeiten mussten, stellten sie ihre Uniform zur Schau – meist die SA-Uniform.

Die Disziplin im Werk war streng. Der Werkschutz überwachte uns, manchmal die SS, und auch die Gestapo in Zivil, die wir für Ingenieure halten konnten. Wer auf der Toilette beim Rauchen oder beim Nichtstun erwischt wurde, dem wurde der Kopf rasiert, und er wurde mit fünf Tagen im Lager 18 bestraft. Das war üblich. Das Lager 18 lag direkt neben unserem Lager. Es war vollkommen abgeschirmt, sodass ich die ganze Zeit nicht wusste, wo es sich befand.²⁵ Wenn jemand der Sabotage beschuldigt wird, bekommt er drei Wochen im Lager 21, eine schlimmere Einrichtung als die Konzentrationslager.²⁶

Ich habe Kameraden gesehen, die von dort zurückkamen, kahl geschoren, abgemagert, blass, fix und fertig. In der Regel verbrachten sie einige Zeit im Krankenhaus, bevor sie die Arbeit wieder aufnahmen. Einige kehrten nie zurück.

Am 20. oder 22. Oktober hatte ich Nachtschicht an meinen zwei kleinen Maschinen, die von ganz alleine liefen. Ich hatte einen der ersten Briefe von meinen Eltern bekommen und las ihn noch einmal, ohne zu bemerken, dass meine beiden Maschinen fast gleichzeitig stehengeblieben waren, was selten vorkam. Plötzlich hörte ich, wie jemand schrie: „Was ist los? Sabotage! Nummer?“ und dann eine Flut von

Beschimpfungen. Es waren zwei Männer von der Gestapo, wie man sie sich vorstellt, mit Stiefeln, Filzhut und langem Ledermantel. Ich war sehr beunruhigt. Die Nacht wollte kein Ende nehmen. Sie hatten mir eine schriftliche Vorladung zur Gestapo für den nächsten Morgen gegeben. Als ich die Fabrik verließ, erzählte ich meinen JOFTA-Anführern, die mich zur Gestapo begleiten sollten, von meinem Missgeschick. Man hielt mich für einen Saboteur, der mit Lager 21 zu bestrafen war. Aber damals hatten die Deutschen noch Vertrauen in unsere Organisation, und die JOFTA-Führer versprachen, mich so zu bestrafen, wie es nötig war. Natürlich taten sie nichts dergleichen, und ich entkam dank ihrer Hilfe dem Lager 21.²⁷

Als die JOFTA ankam, glaubten die Deutschen, wir seien Freiwillige. Die Uniform, das ganze Drumherum beeindruckte sie. Wir genossen viele Vorteile und wurden geachtet. Die Anführer spielten das Spiel mit und erhöhten die Zahl der Auftritte. Aber nach und nach bemerkten die Behörden, dass die JOFTA nicht besser war als die zivilen Franzosen und ihre Organisation nichts anderes als ein Täuschungsmanöver war. Im Oktober übrigens kehrt der JOFTA-Führer De Pontac, ein adliger Mann mit stattlichem Aussehen, der für die JOFTAs in KdF verantwortlich war, mit seinem Stellvertreter nach Frankreich zurück, angeblich um ein neues Kontingent Leute zu holen. Sie kamen nicht zurück. De Pontac ging nach England und kam mit der Armee von Leclerc nach Deutschland zurück. Andere Chefs folgten, einer immer ranghöher als sein Vorgänger. Im Gleichschritt wurde immer seltener marschiert, der Fahngruß verschwand, und die Uniform trug man nur noch, weil man nichts anderes hatte. Kurzum: Die JOFTAs traten wieder in die Ordnung ein und unterschieden sich nicht länger von den anderen Franzosen.

Dennoch spricht und träumt man von Urlaub. Ausweise werden im Werk ausgestellt. Eine erste Gruppe von 120 Leuten fährt nach Frankreich, 30 davon kommen zurück. Der Urlaub wird gestrichen, und wir müssen bis zum Ende des Krieges warten.²⁸

November 1943 – Tage und Nächte voller Arbeit wechseln sich ab. Erik bringt mir bei, an den großen Fräsen zu arbeiten, sechs in einer Anlage der Marke „Pfauder“. Jacques Le Franc, mein Arbeitskamerad, der im März gekommen ist, löst mich ab. Ich kann all die Knöpfe dieses Druckluftsystems noch nicht richtig bedienen. Ich mache eine falsche Bewegung, und sämtliche Zähne der Fräse fliegen durch die Gegend, einer nach dem anderen. Katastrophe! Was wird nun passieren? Le Franc lässt den Meister kommen, der den Schaden feststellt. Ich mache mich aufs Schlimmste gefasst: Anzeige an höchster Stelle wegen Sabotage und abermals Lager 21. Aber nichts passiert. Der Meister vertuscht die Sache. Danke, Herr Schmelzle! Danke, Le Franc, mein Freund! Diese Fräsen waren sehr teuer und wertvoll, speziell für jeden Typ von Zahnrädern. Sie wurden regelmäßig zerlegt und geschliffen. Am Freitag, den 5. November, brennt es in den Büros des Werks. Die Ursache des Feuers kenne ich nicht, aber es bringt uns drei arbeitsfreie Tage ein.

Wir wurden für unsere Arbeit bezahlt. In Paris hatte man uns einen Vertrag für zwei Jahre und eine Lehrzeit von drei Monaten angekündigt. Doch nichts davon stimmte. Wir waren länger da. Im November 1943 bekam ich 260 Reichsmark brutto. Nach allen Abzügen blieben 141 Reichsmark netto, in dieser Zeit etwa 2 800 Francs. Pro Stunde gab es 76 Pfennige brutto. Jeden Monat überwies ich einen gewissen Betrag an meine Eltern, die keine Arbeit hatten und denen es an allem fehlte. Ich gab nicht viel aus: Einige Gläser Bier (alkoholfrei), Kino ab und an, zwei oder drei Bahnfahrten nach Braunschweig, das war so gut wie alles. Ich rauchte nicht und konnte meine Zigaretten gegen Brot tauschen.²⁹ Wir bekamen pro Monat 80 Zigaretten der Marken Rama oder Bregava, sehr leicht, die, glaube ich, in der Tschechoslowakei hergestellt wurden. Ein Päckchen mit 20 Zigaretten war auf dem Schwarzmarkt 20 Reichsmark wert.

In der Stadt konnten wir nichts ohne Karten kaufen, aber wir hatten keine Karten. Es gab nur Salz und ein wenig Briefpapier. Manchmal bekamen wir ein halbes Kilo Zucker und Marken für 800 Gramm Weißbrot, mit denen wir uns in Braunschweig oder Oebisfelde Kuchen kaufen konnten.

No.	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	46	47	48	49	50								
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	46	47	48	49	50

Dezember 1943 – Es gibt immer weniger zu essen. Vorbei die guten Mahlzeiten vom August. Die Qualität lässt nach und die Menge auch. Im November haben wir nur noch drei Mal die Woche Kartoffeln. Im Dezember zwei Mal. Statt dessen gibt es eine Suppe, die immer dünner wird. Nach und nach ersetzen Steckrüben die Kartoffeln in der Suppe. Es läuft das Gerücht um, die Knappheit sei von den Russen verursacht, die Kartoffeln aus den Lagern stehlen, sei es, um sie zu essen, sei es, um Wodka zu brennen. Man sagt auch, dass die Russen nachts aus den in Reparatur befindlichen Flugzeugen Benzin stehlen und es destillieren, um daraus trinkbaren Alkohol zu gewinnen. Wahr ist jedenfalls, dass sie Platten aus Buna, synthetisches Gummi, entdecken, die sie uns sehr teuer verkaufen, damit wir die Sohlen unserer Schuhe reparieren können. Das Paar Schuhe, das wir bei der Abfahrt von der JOFTA bekommen haben, ist schon sehr abgenutzt. Wir tragen sie nur noch am Sonntag. Im September habe ich mir im Werk ein Paar Holzschuhe mit einem Schaft aus Stoff für 10 Reichsmark gekauft, aber ich brauche beinahe jeden Monat neue, und es ist gar nicht so leicht, welche zu bekommen. Die Socken sind zerschlissen, und wir ersetzen sie durch dünne Lappen, die wir „russische Socken“ nennen.

Briefe und Pakete kommen immer noch regelmäßig. Sie sind ein Trost für Leib und Seele. Dadurch haben wir noch ein Band, das uns mit unserer Heimat und unseren Familien verbindet, und davon genieße ich jede Kleinigkeit.



**Überweisungsquittung,
11. November 1943**

Geld		Geld	
1000	1000	1000	1000
2000	2000	2000	2000
3000	3000	3000	3000
4000	4000	4000	4000
5000	5000	5000	5000
6000	6000	6000	6000
7000	7000	7000	7000
8000	8000	8000	8000
9000	9000	9000	9000
10000	10000	10000	10000

**Liste der Geldüberweisungen
an die Familie,
November 1943 bis Juli 1944**



Lohnstreifen, Dezember 1944

Kopie für →

Name: BAUDET
 Vorname: Jean Summe: 24.00
 Geburtsort: 31. 4. 22 Kontonr.: 106.72
 Lagerbest. (Wert): 8
 Summe (Basis): 100
 Sonstige: 75

23. 12. 43

Vom: [Signature]
 Zum: [Signature]

Inventar der persönlichen Dinge in der Baracke 8/15, Oktober 1943

Verzeichnis

Menge	Beschreibung	Wertigkeit	
		in	+
1	Gewinnkarte	150	
3	Wahrscheinl.	100	
4	Wahrscheinl.	48	
3	Wahrscheinl.	24	
2	Wahrscheinl.	12	
2	Wahrscheinl.	12	60
9	Wahrscheinl.	16	20
1	Wahrscheinl.	18	50
2	Wahrscheinl.	50	
1	Wahrscheinl.	100	
1	Wahrscheinl.	50	
1	Wahrscheinl.	25	

Alarm, immer öfter Alarm, vor allem nachts. Gegen Mitternacht sieht man dauernd auf die Uhr und wartet auf die Sirene und die tägliche kleine Pause. Wenn wir Tagschicht haben, stehen wir nicht auf und schlafen weiter, es sei denn der Lagerführer zwingt uns dazu. Was haben wir zu befürchten, so denken wir. Das VW-Werk wurde mit amerikanischem Kapital gebaut.³⁰ Die besten Ingenieure aus Milwaukee, die aus Deutschland stammen, sind hier. Sie können diese Fabrik nicht bombardieren!

An jedem Arbeitstag morgens um 5.00 Uhr werden wir durch die donnernde Stimme unseres Lagerführers geweckt: „Aufstehen! Fünf Uhr! Los!“ Wir nennen ihn „Helgoland“ oder auch „Klößchen“. Er ist klein, dick und dreckig. Mit ihm ist nicht gut Kirschen essen. Am besten, man hat nichts mit ihm zu tun. Eines Abends trifft er mich zufällig auf einer Straße des Lagers, zitiert mich in sein Büro, beschimpft mich lautstark und schlägt mich mit seinem Gummiknüppel, vielleicht einfach nur, um seine Macht zu behaupten und mich diese Macht anerkennen zu lassen. Wir mögen ihn nicht besonders und fürchten ihn. Oft kommt er in die Zimmer, lässt die Schränke öffnen, kontrolliert alles, findet aber nie etwas außer mal eine elektrische Kochplatte, deren Besitz verboten ist. Wir schlafen auf einem Strohsack. Nach einigen Monaten ist das Stroh zu Staub zerfallen, der auf den armen Kameraden rieselt, der unten schläft. Zwei Mal bringt man uns Stroh auf den Platz, und wir tauschen unseren Staub gegen gutes, frisches Stroh aus.



Südansicht des Kraftwerks, April 1945

Jeden Monat müssen wir unsere Kleider und Decken zusammenpacken. Sie werden in einem speziellen Raum desinfiziert. Ganz nackt werden wir in einem anderen Raum desinfiziert.

Am Abend nach der Arbeit finden wir in unserem Zimmer immer wieder einen Schwefeldunst vor, der uns in den Augen brennt. Das Bett, die Kleidung und selbst die Nahrungsvorräte riechen danach. Das Zimmer wurde mal wieder desinfiziert. Weihnachten rückt näher. Wir denken mit Sehnsucht daran. Es ist ein Fest der Familie, aber wir werden weit weg sein. Die Deutschen bereiten sich vor. Überall sieht man Christbäume, und man spricht von nichts anderem mehr. Wir bekommen zu Weihnachten 2 1/2 Tage frei. Das ist sensationell! Aber wir müssen die Zeit vorher und nachher einarbeiten. Aber, was soll's! Wir erhalten Karten für Weißbrot und fahren mit einem

Kumpel sogar nach Oebisfelde, um für unser Zimmer einen Vorrat an Kuchen zu kaufen.

Am Heiligen Abend findet um Mitternacht ein Gottesdienst in einer kleinen Kirche, ich glaube, in Vorsfelde statt. Danach feiern wir unter uns. Jeder trägt aus seinen Reserven etwas zu einem guten, gemeinsamen Essen bei. Schließlich wird gelacht und gesungen. Wir versuchen, eine familiäre Atmosphäre zu schaffen, und es gelingt uns. Die Zimmergenossen, das ist unsere neue Familie. Man fühlt sich verbunden, man stützt sich gegenseitig, man hilft einander. Wer mehr Pakete erhält, teilt mit denen, die nichts haben. Es ist eine außergewöhnliche Solidarität. Wir träumen davon, dass sie auch nach dem Krieg fortbesteht, wenn wir nach Frankreich zurückgekehrt sein werden.

Am 1. Weihnachtstag wieder Essen, Lachen, Freude. Wir fühlen uns wohl unter uns. Am Neujahrstag das gleiche Bild. Bei dieser Gelegenheit erhalten wir, und zwar jeder, eine Neujahrskarte mit den besten Wünschen des Werkleiters. Welch eine feinsinnige Geste!

Januar 1944 – Es ist Winter, aber wir frieren nicht. Die Fabrik ist geheizt, und wir bekommen einen Eimer Kohle pro Tag und Zimmer. So können wir abends, wenn wir von der Arbeit kommen, das Zimmer wieder aufheizen.

Die Verpflegung wird noch knapper. Dieses Problem beginnt, uns auf die Stimmung zu schlagen. Aber was soll man von den Arbeitern aus anderen Gruppen sagen? Mittags gehen wir noch in die Werkskantine. Wenn wir die Treppe hinaufsteigen, sehen wir, dass die Russen eine oder zwei Kellen dünne Suppe erhalten, die sehr oft säuerlich ist. Der Geruch steigt uns in die Nase. Noch schlimmer geht es den Italienern. Wenn wir Pellkartoffeln haben, schälen wir sie. Am Ende der Mahlzeit kommen einige Italiener in zerlumpten Uniformen, trotzen den Verboten, nehmen die Schläge des Werkschutzes, der den Eingang bewacht, in Kauf, holen sich unsere Kartoffelschalen und machen sich davon, so schnell sie können.

Seit der Kapitulation des Generals Badoglio vor den Alliierten haben die Deutschen die italienischen Soldaten zu Kriegsgefangenen erklärt. Sie betrachten jene als Verräter. Sie werden am schlechtesten behandelt.³¹ Es gibt nämlich verschiedene Kategorien von Fremdarbeitern wie die Kasten in Indien. Die Flamen sind die Angesehensten. Sie sprechen Deutsch und sind häufig dem Dritten Reich wohlgesonnen. Dann kommen die anderen: Belgier, Holländer, Franzosen

und Dänen. Danach die Männer und Frauen aus Polen, die ein „P“ auf der Kleidung tragen. Sie gelten schon weniger. Dann kommen die Russen, meist aus der Ukraine, Männer und Frauen, Kolchosebauern. Sie tragen ein „OST“ auf ihren schäbigen Kleidern, die sie von der deutschen Verwaltung bekommen. Sie sind die zahlenmäßig größte Gruppe und werden in Sonderlagern eingepfercht, die sie nicht verlassen dürfen. Sie gehen in Reihen ins Werk, bewacht von eigenen Landsleuten, die aber oft noch schrecklicher sind als der Werkschutz. Dann kommen die russischen Kriegsgefangenen, meist in ihrer ursprünglichen Uniform mit einem großen, auf den Rücken gemalten „KG“. Sie sind in einem Speziallager. Und schließlich, ganz am Ende der Skala, die italienischen Kriegsgefangenen. Sie verrichten die härtesten Arbeiten und werden sehr schlecht ernährt.

Februar 1944 – Trotz des Winters und unserer leichten Kleidung erhalten wir, um uns gegen Regen und Kälte zu schützen, nur eine Art von Parka aus steifem Segeltuch und ohne Futter, dennoch sind wir nicht an Grippe erkrankt. Dabei hätte ich mir gern für ein paar Tage eine kleine Grippe mit Fieber eingefangen, um ein Mal ins Krankenrevier zu kommen. Denn als krank galt man nur, wenn man Fieber hatte. Nur in diesem Fall kam man ins Krankenrevier.

Sobald das Fieber gesunken war, ging es wieder an die Arbeit. So ist einmal ein Zimmergenosse die ganze Nacht hindurch krank und erbricht sich mehrfach. Er ist völlig kraftlos und am nächsten Morgen geht er nicht zur Arbeit. Aber er hat kein Fieber, und abends holen sie ihn und bringen ihn für eine Nacht ins Gefängnis.

Wenn die Mehrzahl der Franzosen jeden Tag regelmäßig zur Arbeit geht, dann keineswegs aus Liebe zur Arbeit, oder um Geld zu verdienen, sondern aus Angst vor Repressalien, aus Angst erwischt zu werden und als Saboteur ins Lager 21 zu kommen.

Dennoch trotz eine kleine Gruppe, bei den Zivilen mehr als bei den JOFTA-Angehörigen, allen Gefahren. Es gelingt ihnen, die Arbeit zu schwänzen oder sogar überhaupt nicht mehr hinzugehen. Man nennt sie die „Männer vom TAC“. ³² Die Besten von ihnen erhalten den Titel König oder Kaiser des TAC. Sie geben sich als „Nachtschicht“ [im Original] aus oder besorgen sich Atteste im Krankenrevier. Letztlich wollen sie erreichen, dass ihr „Meister“ [im Original] sie vergisst. Einige haben es tatsächlich geschafft. Eine andere Methode besteht darin, sich willentlich zu verletzen, die Wunde nicht ausheilen zu lassen oder sogar durch Lötpaste zu verschlimmern. Erst im Jahr 1945 sind die Behörden hinter diesen Trick gekommen. Ich glaube nicht, dass diese „Helden“ – sie wurden von den Arbeitern bewundert – aus Patriotismus gehandelt haben. Vielmehr hatten sie keine Lust zur Arbeit, und es war wie ein Spiel, um ihren Kameraden ein wenig zu imponieren.

März 1944 – Die Arbeit wird mehr und mehr zur Gewohnheit. Wir arbeiten zwölf Stunden in der Nacht wie auch am Tag. Die Verpflegungsrationen nehmen ab, aber wir erhalten eine ordentliche Zusatzration, wenn wir zwölf Stunden arbeiten, von 6.30 Uhr bis 18.30 Uhr oder von 18.30 Uhr bis 6.30 Uhr. Hier die normale Kost: nichts am Morgen, eine Suppe mit Nudeln, Kartoffeln oder Steckrüben am Mittag, eine kleine Portion Margarine und Aufschnitt am Abend. Pro Woche erhalten

wir zwei Brote. Zum Glück kommen immer noch Pakete von unseren Familien. ³³ Dagegen wird die Post eingeschränkt. Ab Februar dürfen wir nur noch zwei Mal im Monat Briefe schreiben, jeweils nur ein Blatt Papier. Aber wir können Postkarten nach einem bestimmten Verfahren versenden. Gegen Ende März ist die Post in beiden Richtungen völlig blockiert. Aber nach sechs Wochen ist der Weg wieder frei.

Noch kann man in wichtigen Fällen Sonderurlaub bekommen: bei Tod, Geburt oder schweren Kriegsverletzungen eines nahen Verwandten. Aber solche Sondergenehmigungen sind äußerst selten.

In dieser Zeit ist die Stimmung auf einem Tiefpunkt. Wir bekommen dieselben Informationen über die Kriegereignisse wie die Deutschen. Sie sind gefiltert durch die Propaganda von Goebbels, d. h. sie sind stets optimistisch für das „Reich“ [im Original], also pessimistisch für uns.

Einige hören heimlich englischen Rundfunk und verbreiten die neuesten Nachrichten. Gern würden wir diesen Nachrichten Glauben schenken, doch wir bleiben skeptisch und sprechen dann von einer Ente. Ja, sogar wir waren von der Nazi-propaganda beeinflusst.

Ich erinnere mich, dass ich einmal – es war im Verlauf einer Woche mit „Tagschicht“ [im Original] – zur Toilette gehe und einen Blick aus dem Fenster werfe, um ein bisschen Tageslicht und Natur zu sehen. Ich habe das tiefe Gefühl, meine Familie und mein Land nie mehr wiederzusehen und mein Leben in Deutschland zu beschließen, als Sklave des NS-Regimes.

Ein Beispiel für eine Ente: Man teilt uns mit, dass eine Ablösung für Juli/August 1944 vorgesehen ist. Am 25. März kündigt man uns die Ankunft eines neuen Kontingents von 750

bis 1 000 JOFTAs an, am 22. April nur noch 200 bis 400 JOFTAs. Aber niemand ist gekommen. Schon im Februar verspricht man uns, jeden Monat dürften einige von uns Urlaub nehmen, doch sobald nur ein einziger nicht zurückkomme, würden Urlaub und Ablösung gestrichen. Ich habe nicht ein Mal gehört, dass ein Kamerad fahren konnte.

Ich schaffe es, bei einem Deutschen ein Paket Rama gegen fünf Pfund alte Kartoffeln zu tauschen. Welch eine Freude! Wenn man bedenkt, dass es Kartoffeln nur auf Lebensmittelmarken und nur für Deutsche gibt. Aber das ist normal: Es gibt eine höhere Rasse, die Herren, und es gibt die anderen, alle anderen! Überall in der Fabrik tragen die Türen der Kantinen, Toiletten oder Umkleieräume ein Schild: „Nur für Deutsche“ oder ein anderes: „Nur für Ausländer“. Man darf sich nicht täuschen.

Dennoch können wir in die Cianetti-Halle gehen, um mit den Deutschen einen Film anzusehen, und stehen mit ihnen in einer Schlange, um Eintrittskarten zu kaufen. Am Sonntag besuche ich gelegentlich die Messe, da gibt es keine Probleme. Ich erinnere mich, dass am Sonntagmorgen des 19. März etwas ganz Ungewöhnliches passierte: Ich hatte in der Stadt ein Plakat gesehen, das einen Vortrag über deutsche Musik im Schloss von Wolfsburg ankündigte. Wir, ein Kamerad und ich, beschließen, dorthin zu gehen. Wir ziehen unsere Uniform an, polierte Schuhe, weiße Gamaschen, die Mütze auf dem Ohr, so zeigen wir uns im Schloss. Wir sind die einzigen Franzosen. Aber ich will lieber die Kopie eines Briefes beilegen, den ich an meine Eltern über diesen Tag geschrieben habe. Dieser Tag war für mich ein Sonnenstrahl in der grauen Eintönigkeit des Alltags.³⁴

Sport, Kino, Theater, das Orchester „France“ mit einem Bier am Sonntagnachmittag, das sind Stunden der Muße, aber was uns in diesen beiden Jahren sehr fehlt, ist das Liebesleben. Mit 20 oder 22 Jahren hat man große Lust, eine Freundin zu finden oder mit einem Mädchen auszugehen. Aber das war ein Vergnügen, das für die meisten von uns praktisch nicht zu haben war. Wir waren gewarnt: Bei einer Beziehung mit einer deutschen Frau musste man mit sieben Jahren Gefängnis oder Straflager rechnen. Nur wenige missachteten dieses Verbot. Und dennoch: Die Sekretärin meines Meisters schien in mich verliebt zu sein. Ab und zu gab sie mir eine Flasche Milch. Aber sie war dick und nicht besonders hübsch.

Zehn Meter von meiner Maschine entfernt lag das verglaste Büro des Ingenieurs, Leiter der Mechanischen, Herrn Furlinger, ein schöner Mann in Stiefeln mit Filzhut und Parteiabzeichen im Knopfloch. Er hatte eine junge Sekretärin, die einen grauen Kittel trug, natürlich eine Deutsche. Ihr Büro lag meiner Maschine gegenüber. Im Laufe des Tages kreuzten sich unsere Blicke. Sie war süß. Unsere Blicke kreuzten sich immer öfter. Wir gingen sogar soweit, ein Lächeln nur anzudeuten. Unser Lächeln sprach Bände. Doch dabei blieb es, da wir beide Angst hatten, denunziert und bestraft zu werden.

Abgesehen von einigen Deutschen, die alle in Büros waren, befanden sich dort einige polnische Frauen, meistens ziemlich hübsch. Manche Kameraden hatten ein Abenteuer, aber dafür musste man zusammenarbeiten. Es bleiben die russischen Frauen, oder besser: die Frauen aus der Ukraine. Es gab sehr viele, und einige von ihnen waren ziemlich hübsch.

Schloss Wolfsburg, April 1945



Man konnte bei der Arbeit mit ihnen in Berührung kommen, aber abends kehrten sie in ihre Lager zurück. Sie wurden eingesperrt. Etliche Kameraden fanden eine Lösung für dieses Problem, aber höchst selten. Außerdem waren diese Mädchen sehr prüde und ernsthaft. Es war nicht leicht, sie zu verführen. Wenn ein junger Bursche ihnen eine Anzüglichkeit sagte, schrien sie „Zarraza!“ (Schwein, Ekel) und spuckten auf den Boden.

Leichter, wenn auch sehr eingeschränkt, waren die Beziehungen später im Lager „Kaffee“ [im Original]. Unsere Baracken lagen neben denen der Mädchen. Doch diese Mädchen verstanden es, ihre Würde zu wahren.

Im Gegensatz dazu gab es unter den 1 400 Franzosen zwei Frauen aus Paris, die freiwillig in Deutschland waren, um Geld zu verdienen. Aber auch sie waren nicht leicht zu haben. Die eine, Christiane, eine kleine rothaarige Frau, arbeitete 20 Meter entfernt von mir und kontrollierte Zahnräder,

immer in Tagschicht. Wenn ich zur Toilette ging, kam ich bei ihr vorbei, und wir wechselten ein paar Worte. Ganz schnell wurden wir Freunde. Sie schrieb mir liebe, kleine Grüße auf eine Kontrollkarte, die ich während der Nachtschicht fand. Ich antwortete ihr auf die gleiche Art und Weise. Sie wollte mir die Blumensprache beibringen, was sehr romantisch war. Ich wäre nur allzu gern am Sonntag einmal mit ihr ausgegangen, aber sie lehnte immer ab. Sie war sehr unsicher. Doch eines Tages verabredeten wir uns. Wir gingen an einem schönen Nachmittag an den Teichen spazieren. Es war einfach nur ein Flirt, aber wir fühlten uns gut. Es wurde Abend, als ich sie zu ihrer Baracke brachte, die in der Nähe des Krankenhauses lag. Der Lagerführer dieses Lagers erwartete uns am Eingang. Sie verschwand in ihrem Zimmer. Er zog seine Waffe und setzte sie mir auf die Brust. Dabei stellte er seinen Stiefel auf meinen Fuß und trat fest zu. Er verlangte meinen Ausweis und brüllte lauter Sachen, die ich nicht verstand. Ich hatte wahnsinnige

Angst, antwortete aber auf Deutsch. Da schrie er: „Zurück! Los! Mensch!“ und jagte mich davon. Niemals mehr bin ich so um mein Leben gelaufen. Das also war unser Liebesleben.

April 1944 – Immer häufiger gibt es Alarm, am Tag wie auch nachts. Am Tag sehen wir über unseren Köpfen Flugzeuggeschwader in Richtung Berlin vorüberfliegen. Es ist sehr beeindruckend. Wir aber glauben, dass wir niemals angegriffen werden. Also haben wir keine Angst. Dennoch feuert die „Flak“ [im Original], die die Stadt verteidigt, immer wieder. Splitter prasseln auf das Dach unserer Baracke wie Hagel bei Gewitter. Zufällig sah ich eine leichte, vierrohrige Kanone, die Granaten wie ein Maschinengewehr abschoss und von Jungen bedient wurde, die etwa 15 Jahre alt waren.

Im Frühling 1944 sah man übrigens, wie kleine Jungen der Hitlerjugend am Sonntagmorgen mit Holzgewehren Übungen machten. Sie waren 12 oder 13 Jahre alt und wurden von einem Gleichaltrigen kommandiert, der seine Befehle genauso gut brüllte wie ein Feldwebel der Wehrmacht.

Am 29. April wird im Laufe eines Luftkampfes ein amerikanischer Bomber getroffen. Man sagte mir, dass er – im Wissen verloren zu sein – eine große Kurve zog und brennend heranflog, um absichtlich auf dem Werk zu zerschellen, auf dem Presswerk.

Ab Anfang April überstürzen sich die Ereignisse. Wir stehen vor unserer schwierigsten Zeit in KdF. Das ist der Augenblick, als ich mich entschließe, die bedeutsamsten Momente unseres Lebens aufzuschreiben, umso mehr, weil es schwierig ist und bald unmöglich sein wird, den Eltern zu schreiben.

Periode II: Herbst, April 1944 bis August 1944

Samstag, 8. April – Erste Bombardierung des Werks am Tage. Viele Brandbomben, Bomben auf das russische Lager und die Bahnstrecke. Wir löschen brennende Büros. Ziemlich aufregend!

Sonntag, 9. April – Ostersonntag. Strahlendes Wetter. Messe um 11.00 Uhr. Nachmittags Fußballspiel in Pfelk [d.i. Velpke] gegen die französischen Kriegsgefangenen. Imbiss von ihnen. Da wir den Zug verpasst haben, gehen wir in der untergehenden Sonne zu Fuß durch den Wald zurück. Wunderschöne Momente.

10. April – Ruhetag. Nichtstun und gutes Essen aus unseren Paketen.

13. April – Woche mit Nachtschicht. Täglich um 14.00 Uhr Alarm. Wir bringen die Koffer in die Schutzräume, wenn wir im Lager sind, ganz gegen unsere Gewohnheit.

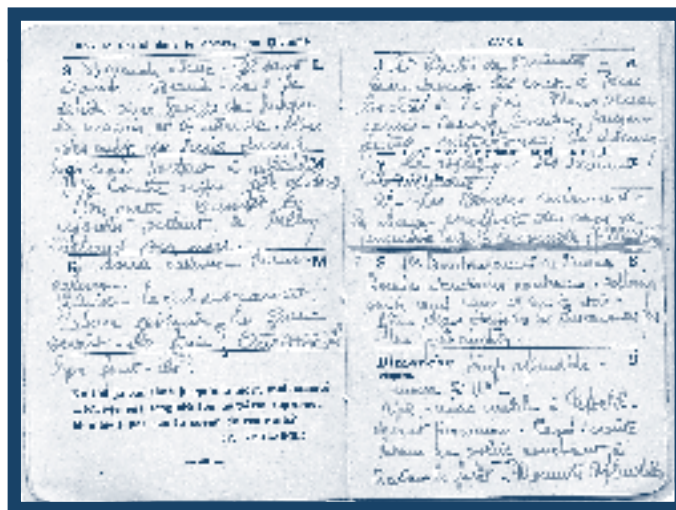
Sonntag, 16. April – Spaziergang nach Mörse, vorher Arbeit bis Mittag. Der Wald riecht gut nach Blumen und Frühling. Wir entdecken antifranzösische Plakate. Abends eine Varieté-Vorstellung in der Cianetti, Jongleure, Clowns, Akrobaten, einige wirklich ausgezeichnet. Wir gehen glücklich Schlafen.

18. April – Ich bekomme das Paket vom 1. April. Das ist ein Rekord, nur immer noch kein Brief seit einem Monat. Zwei Stunden Alarm. Versammlung der Schüler: Man spricht darüber, Deutschkurse zu veranstalten.

Man erzählt, dass in Pfelk [d. i. Velpke] amerikanische Piloten gefangenengenommen wurden und die Schwarzen unter ihnen an den Apfelbäumen aufgehängt wurden.³⁵

20. April – Hitlers Geburtstag. Man spricht von einer Landung der Alliierten. Man spricht auch von einem großen deutschen Militärschlag. Die Sonne scheint warm durch die Hakenkreuzfahnen.

Man sagt, der Anführer der JOFTA, Fitt, sei von der Gestapo verhaftet worden und Lallemand (Freiwilliger in Deutschland) sei nach Frankreich gegangen. Was ist wahr daran?³⁶



Doppelseite des Tagebuchs, April 1944

22. April – Fitt ist nicht ins Lager zurückgekehrt. Wir stehlen Holz, zünden ein Feuer an und kochen uns Nudeln. Nudeln gibt es jetzt nur selten. Um 2.00 Uhr morgens wird Braunschweig mit Phosphorbomben bombardiert. Ein riesiger Brand. Den ganzen nächsten Tag konnte man die Sonne nicht sehen. Der Himmel ist voller Rauch. Es ist beinahe Nacht. Ab und zu fällt Papier vom Himmel.

Sonntag, 23. April – Spiel in Lüneburg (122 Kilometer). Abfahrt 5.00 Uhr morgens, Rückkehr 22.30 Uhr abends. 10:0 gewonnen. Schöne Fahrt durch Heide und Torfmoor. Historische Stadt mit Klinkerbauten und Kirchtürmen mit Kupferdächern.

24. April – Wohlverdiente Ruhe nach dem gestrigen Tag. Lektüre. Aber am Abend muss ich wieder in die Fabrik, die schon fast vergessen ist.

27. April – Die Nachtschicht diese Woche will kein Ende nehmen. Alarm am Tag. Überall sprießen die Knospen. Die japanischen Zieräpfel, die vor unseren Baracken wachsen, öffnen ihre rosa Blüten. Das ist das Erwachen, die schöne Zeit in der Natur, aber die Ereignisse bleiben finster. Es kursieren allerhand Gerüchte. Ich habe einen Füllfederhalter mit einer 14-karätigen Goldfeder für 50 Reichsmark erworben. Nachts korrespondiere ich mit Christiane, einer sehr gefühlvollen jungen Französin, die Märchen liebt. Das ist mal was Neues.

Sonntag, 30. April – Ein normaler Arbeitstag. Nach der Nachtschicht koche ich den ganzen Tag. Gestern ein sehr schwerer Angriff. Luftkämpfe. Eine zweimotorige Maschine stürzt auf das Werk und verbrennt, Rauch, schwere Schäden. Es regnet. Wo ist der Frühling?

Dadurch habe ich nun Zeit, über meine Fahrt nach Lüneburg zu berichten. Abfahrt 5.00 Uhr, Rückkehr 22.30 Uhr nach einem 10:0 Sieg. Ich sah eine völlig platte Landschaft, durch die wir fuhren, die Lüneburger Heide. Braunes Heidekraut, hier und da Wacholderbüsche, Kiefernwälder und vor deren dunklem Grün Birken mit ihren schlanken weißen Stämmen. Manchmal flieht ein Reh oder ein Hase, wenn sie den Zug sehen. Einige Elstern lärmen in der Landschaft, die von reich verzweigten Bächen durchzogen ist. Wir durchfahren ein riesiges, braunes Torfmoor. Der schwarzbraune Boden hebt sich scharf von blauem Himmel ab. Stapel von Briketts, die zum Trocknen in der Sonne liegen. Das Torfstechen wird mit Dampfbaggern durchgeführt.

Lüneburg, eine historische Stadt, ist bemerkenswert durch die kupfernen Kirchturmdächer, Treppengiebel und Erker aus blanken Klinkern. Viele kleine Venedigs, freundlich gestaltet durch Trauerweiden.

Montag, 1. Mai – Frei! Fest im Lager mit Geschicklichkeitsrennen und Schatzsuche. Kameradschaftsabend mit Jazz. Wo aber sind die französischen Maiglöckchen?

2. Mai – Wir arbeiten wieder, immer gleich: im Werk, dann im Lager. Ich fange an, Tischtennis zu spielen. Im Werk schreibe ich, um die Zeit zu vertreiben, kurze Briefe mit Christiane, die in meiner Nähe arbeitet.

4. Mai – Heftiger Wind, Regen. Erste Briefe aus Frankreich kommen an.

Sonntag, 7. Mai – Kein Alarm in dieser Woche. Heute Fahrt nach Halberstadt (113 Kilometer).

Sieg mit 4:0. Den ganzen Tag im Zug. Landschaft wenig interessant, ziemlich platt: Wiesen, Wälder, Felder. Am Horizont der Harz, einige Windmühlen auf den Hügeln. Die Stadt ist ganz hübsch, alt, wenig lebendig. Immer wieder die Häuser mit vorkragenden Stockwerken, die im Braunschweiger Land häufig sind, aber keine Treppengiebel wie in Lüneburg. Alarm bei unserer Ankunft von 10.00 – 12.30 Uhr. Angenehme Rückfahrt im Zug. Die „Fräuleins“ [im Original] dort sind wirklich sehr freundlich!

12. Mai – Woche mit Nachtschicht, ruhig wie immer. Kein Alarm. Bemerkenswert: Das Essen wird deutlich besser. Wir essen jetzt fast so wie die Deutschen. So am Dienstag: Kartoffeln, zwei Eier mit Senfsauce und Apfelkompott. Das Wetter wird ebenfalls besser, und ich denke an den Sommer.

Sonntag, 14. Mai – Voralarm und Alarm den ganzen Nachmittag, aber ohne Bedeutung. Ich werfe mein Nudelgericht herunter, das ich mit viel Liebe zubereitet hatte. Herrliches Wetter. Ich treffe Christiane, und wir gehen zusammen ins Kino. Schöner Sonntag!

16. Mai – Regenwetter. Ich gehe mit Christiane ins Kino, um „Tanz auf dem Vulkan“ zu sehen. Szenen mit Karl X. und Louis Philippe. Ein spannender Film! Schöner Abend mit einem romantischen Spaziergang im Licht der Sterne.

Donnerstag, 18. Mai – Ich bin überrascht, als ich Himmelfahrt in meinem Kalender lese. Für mich ist es ein Donnerstag wie jeder andere, eher trübsinniger als andere. Gestern Training im Stadion. Alarm. Spaziergang in der Dämmerung mit Christiane bis Mitternacht. Schöner Abend mit Froschkonzert am Teich.

20. Mai – Arbeit bis 18.30 Uhr. Spaziergang zum Fest. Katzenjammer!

Sonntag, 21. Mai – Spiel Frankreich – Holland 1:0. Sehr hart. Begeistertes Publikum. Nachtschicht. Alarm am Morgen.

22. Mai – Letztes Briefchen von Christiane. Ich antworte ihr ausführlich. Einstündiger Alarm um 1.00 Uhr morgens. Etwas Ruhe tut gut!

23. Mai – Jeden Abend Alarm um Mitternacht und fast auch jeden Mittag. Welch ein Zufall! Wenn ich Nachtschicht habe, kann ich mittags sehen, wie die Flugzeuge vorbeifliegen. Der Himmel ist mehrere Minuten lang bedeckt mit großen Flugzeugen, die in Formation fliegen. Es sind Hunderte! Sie fliegen, um Berlin zu bombardieren. Wir haben keine Angst um uns. Man sagt, am Tage seien es Amerikaner, in der Nacht Engländer.

Sonntag, 28. Mai – Pfingsten – ah! Zwei freie Tage! Wir wollen versuchen, das Beste daraus zu machen. Spiel gegen Halberstadt bei sengender Hitze: 8:1. Am Abend Cabaret Montmartre.

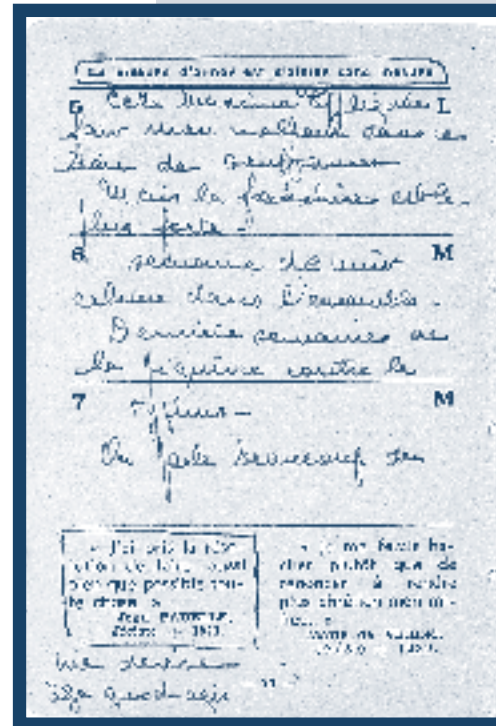
29. Mai – Stimmung auf dem Nullpunkt. Es ist immer noch sehr heiß. Einsamer Spaziergang mit einem Schmöker. Sonnenbad. Jeden Tag lange Alarm.

30. Mai – Ich treffe Christiane wieder. Vorwürfe, dass sie mich an den Feiertagen nicht gesehen hat. Welch ein komisches Mädchen! Spaziergang am Abend. Glückliche Augenblicke, ein Wiedersehen voller Leidenschaft, aber ohne Folgen.

3. Juni – Mit dem Regen kehrt die schlechte Stimmung zurück. Welch eine verrückte Geschichte! Ich denke, es ist jetzt vorbei, aber wir sind uns deswegen nicht böse. Eine frühe Ernüchterung. Die Zeit vergeht seither schnell – seit zwei Wochen 11,5 Stunden Arbeit pro Tag. Zusätzliches Essen. Deutsche Verpflegung. Heute Abend „Soirée vom Montmartre“ im Werk. Gut gelungen.

Sonntag, 4. Juni – Fahrt nach Stendhal [im Original]. Erste Niederlage – 3:2. Hübsche Stadt voller Blumen, Grünflächen und hübscher Frauen aus Polen.

7. Juni – Woche mit Nachtschicht, insgesamt ruhig. Letzte Woche der Impfungen gegen Typhus. Man spricht oft von einer Landung der Engländer an der französischen Küste. Die Enten nehmen kein Ende.³⁷



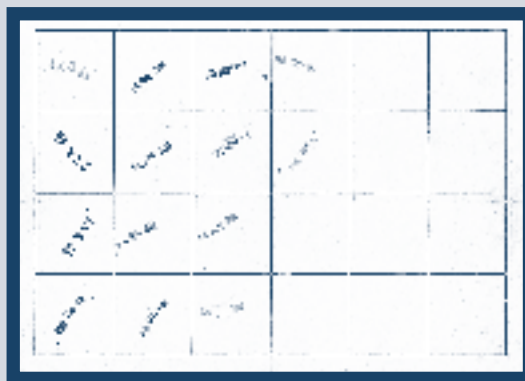
Tagebuch, Juni 1944

Sonntag, 11. Juni – Gestern Spaziergang nach Braunschweig mit meinem Kumpel, dem „Prof“. Prasselnder Regen. Völlig leere Juwelierläden. Abends Rendezvous. Verrückte und zärtliche Stunden trotz der Kälte. Wir entschließen uns beide, die Beziehung zu beenden getreu der Lebensregel auf der vorherigen Seite in meinem Taschenkalender: „Das Maß zu lieben ist zu lieben ohne Maß.“

Sonntag, Spiel gegen die erste Mannschaft des V.W.W. Verloren 4:1. Wir erzielten das erste Tor. Völlige Erschöpfung. Wir müssen Schlaf nachholen. Wir sahen den Ball vor uns aufspringen, hatten aber nicht die Kraft, ein paar Meter zu laufen, um ihn anzunehmen.³⁸

14. Juni – Ich arbeite jetzt im Untergeschoss, meine Maschinen wurden heruntergeschafft.³⁹ Kein Tageslicht, kein Mensch. Im Keller ist es ziemlich langweilig, die Tage werden lang, und düstere Gedanken greifen um sich. Ich habe mir eine Erkältung geholt, schaffe es aber nicht ins Krankenrevier. Weder Briefe noch Pakete diese Woche. Ich sollte nach Walsrode zum Fußballspiel, aber meine Kräfte erlauben es nicht. Ich gehe ins Kino, und der Zufall will, dass Christiane neben mir sitzt. Aber es passiert weiter nichts an diesem Abend. Eine arbeitsfreie Nacht wegen der Fahrt, auch wenn ich nicht mitgefahren bin. Das begrüße ich sehr, es reicht aber nicht bei meiner derzeitigen Müdigkeit.⁴⁰

Dienstag, 20. Juni – Zweite Bombardierung des Werks. Ich war im Schutzraum des Lagers, hatte Nachtschicht. Fünf Wellen. Wie das Rollen von Steinen auf einem Blechdach, und dann knallt es. Wir liegen auf dem Boden und spüren eine Druckwelle um uns herum. Eine Bombe schlägt zehn Meter neben uns auf der Straße ein. Eine Baracke wurde an einer Seite zerstört, die 8/17 besonders, aber unser Zimmer ist zum Glück auf der anderen Seite. Eindrücke: keine große Angst. Ich bin mutiger, als ich dachte. Ich gebe Ratschläge und tröste die Kameraden im Schutzraum, denn einige geraten in Panik. Ein kleines Zittern danach, aber in der Situation selbst stellen wir uns nur eine Frage: „Gilt uns das jetzt?“ Ich glaube nicht daran, ich habe Vertrauen. So lernt man schließlich das Leben kennen und wird ein Mann.⁴¹



Kontrollkarte für Auslandsbriefverkehr, Februar 1944

22. Juni – Mittwoch und Donnerstag Aufräumarbeiten im Werk. Man verlegt die Maschinen in das Untergeschoss. Leichte Bauarbeiten für eine Suppe. Alle Franzosen sollen zur Halle 3 kommen. Wir laufen überall herum. Kontrolle gleich Null. Donnerstag Arbeit von 5.00 Uhr bis 14.00 Uhr.

23. Juni – Wir bringen alle Maschinen der Mechanischen in das Untergeschoss. Wir machen uns dabei nicht kaputt, und es ist ein schönes Leben. Die Stechuhr hat Ruhe. Wir laufen überall umher und tun geschäftig. Mit Chauvineau besichtige ich das ganze Werk. Er schiebt eine leere Schubkarre, und ich habe eine Schaufel über der Schulter. Wir ziehen um ins Lager 7. Guter Lagerführer, gute Situation!

Sonntag, 25. Juni – Sonniger Tag. Strahlend. Morgens sehen wir „Jud Süß“ in der Cianetti.⁴²

27. Juni – Ich fange am Dienstagmorgen wieder an zu arbeiten. Schluss mit dem schönen Leben. Die Deutschen decken die unterirdischen Schutzräume mit dickem Blech ab. Aber die Ausländer sind ohne Bedeutung. Die SS und die bewaffnete Polizei machen ununterbrochen ihre Runden und haben keine Hemmungen, ihre Waffen zu benutzen. Es ist Belagerungszustand, und damit ist nicht zu spaßen. Bei dieser Bombardierung sind 520 Bomben im Bereich der Fabrik gefallen. Es gab einige Opfer in einem aufgerissenen Bunker.

Donnerstag, 29. Juni – Dritte Bombardierung um 9.20 Uhr. Dauer: sechs Minuten. Im Werk kaum Schäden außer im Flugzeugbau und im Presswerk. Viele Explosionen dicht beim Werk. Wellen von Brandbomben absichtlich auf die Felder.

Leider verirrt sich einige in die Lager. Das Lager der französischen Kriegsgefangenen ist vollkommen ausgebrannt. Zwei Baracken in Lager 9. Jean Miquel, Merlin, Maillard (aus den Ardennen) und viele andere sind völlig ausgebombt. Ich gehe mit den Kameraden aus der 8/15 dorthin, um ihnen mit Wäsche und Nahrung zu helfen. Durch die Ruinen wie durch Atmosphäre und Gespräche sind unsere Gesichter vom Krieg gezeichnet. Das ist nicht schön, das ist traurig und oftmals schmerzlich. Einige arme Kerle haben nun überhaupt nichts mehr. Auf der Haut tragen sie nur noch eine Jacke, blaue Arbeitshosen und löchrige Leinenschuhe wie Miquel. Andere haben sogar ihre Papiere verloren. Viele Männer aus den Ardennen sind ausgebombt. Man zählt 200 Zivile. Ihnen wird geholfen durch die Belegung eines Zimmers mit drei Personen. Ein Bunker wurde aufgerissen: Es gab sieben russische Opfer, so glaube ich.

1. Juli – Ein Tag voller Arbeit bis 8.00 Uhr morgens. Danach Spaziergang mit Chauvineau und Mittagsschlaf bei Guilbert (Guilbert arbeitet in einem sehr ruhigen Ersatzteil-Lager). Die Deutschen haben Schnaps bekommen. Sie sind ein wenig betrunken und grölen laut herum.

Sonntag, 2. Juli – Faulenzen in der Sonne. Es ist wenig los.

3. Juli – Ich arbeite wieder an meinen Maschinen. Das fällt mir ziemlich schwer, und es ist heiß. Selten ist nun Alarm, zum Glück. Man organisiert die Arbeit im Werk wieder, aber es gibt immer noch viele TAC. Am Samstag war fast die Hälfte der Franzosen am Kanalufer oder im Wald. Bei dem strahlenden Wetter ist die Versuchung ja auch groß!

6. Juli – Aber ja, auch ich bin auf den Geschmack gekommen und gehe heute morgen nicht zur Arbeit. Bis zum Mittag bastele ich in der Baracke herum und bin weg in den Wald zum Lesen.

7. Juli – Heute mache ich es noch einmal. Es ist toll. Alarm wie gestern. Nachmittags bade ich und sonne mich am Kanal. Über so einen unerlaubt freien Tag könnte man Romane schreiben! Was man alles vorhat, die Angst erwischt zu werden, die Alarme, das auf der Lauer liegen, das Versteckspiel mit dem Lagerführer, denn wenn man geschnappt wird, bedeutet es mindestens Lager 18. Samstag dasselbe mit Bad im Teich.

Wir verstehen die Deutschen nicht: Keinerlei Reaktion auf unser Fernbleiben. Entweder sind sie überfordert oder wissen nicht, was sie mit uns anfangen sollen. Natürlich bekommen wir nichts zu essen und müssen von unseren Vorräten leben.

Sonntag, 9. Juli – Kein Alarm. Trübes Wetter, der Tag auch. Verdruss macht sich bei mir breit, immer derselbe. Wie dumm von mir, immer daran zu denken! Aber das ist wohl psychologisch begründet: Die Frau hält sich bedeckt, zieht sich zurück und scheint, nicht zu erobern zu sein. Der Mann geht auf das Spiel ein und will sie um jeden Preis haben. Das ist ein menschliches Gesetz!

11. Juli – Ich arbeite wieder. Ruhige Arbeit. Einen Meister bekomme ich nicht zu Gesicht. Die Disziplin ist ziemlich lasch bei den Fußwegen durch das Werk, beim Herausgehen oder in der Kantine. Ich gehe zum Beispiel um 5.45 Uhr in Halle 18, um das Frühstück abzuholen. Ein Polizist, der die Schlange beauf-

sichtigt, sagt keinen Ton. Wo sind die Zeiten geblieben, als die Sekunden gezählt wurden?

Ich bastele an meiner Maschine (Erkennungsmarke, Ring). Viele Franzosen fahren täglich in verschiedene Richtungen. Ich bemerke eine junge, reizende Polin, die oft durch meinen Bereich geht.

15. Juli – Normales Wochenende. Mehrmals Alarm in der Nacht, was unseren Schlaf verkürzt, denn wir gehen jetzt in die Schutzräume. Keine Milch mehr morgens („Nur für Deutsche“),⁴³ dasselbe gilt für die Toiletten, überhaupt für alles. Diese Herren stehen nicht in einer Schlange. Das ist die höhere Rasse! Die anderen sind Sklaven.⁴⁴

Sonntag, 16. Juli – Fußballspiel in Helmstedt. 2 : 0. In der 2. Halbzeit platzte der Ball. Waldreiche Harzlandschaft. Treffen im Zug mit einem Feldwebel Typ „Swing“ in Frisur und Denkweise.⁴⁵ Ein Moderner, überhaupt nicht „deutsch“. Jazz, amerikanische Zigaretten, Französischen, das interessiert ihn sehr. Illusionen über den Krieg macht er sich nicht. Christiane ist krank. Ich schicke ihr ein Päckchen. Mit den Verlassenen soll man Mitleid haben und durch die Geste der Nächstenliebe versucht man, sich für ein ausbleibendes Zeichen starker Zuneigung zu entschuldigen.

18. Juli – Alarm jede Nacht und oft auch am Tag. Wir sind nicht mehr so unbekümmert wie zuvor, und die Koffer gehen mit in die Schutzräume.

20. Juli – Jede Nacht Alarm um etwa 2.00 Uhr. Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, mit Auger und Guilbert aufzusteigen. Jedesmal umsonst, aber es ist mir recht so. Das Wetter ist scheußlich: kalt, warm, Regen, Sonne, Nebel, und ich bin erkältet. Noch immer sind die TAC sehr zahlreich, und heute morgen gab es wieder eine Razzia.

Man spricht von einem Attentat auf Hitler

22. Juli – Ich bin TAC. Nichts zu berichten. Ich bereite den Nachtschicht für den morgigen Jahrestag vor. Ein Jahr schon! Aber wieviel noch? Kein Mensch weiß das.

Sonntag, 23. Juli – Wir feiern den Jahrestag unserer Ankunft in Deutschland. Schöner Tag unter Freunden. Gemeinsames Essen mit den Kameraden der 8/15, Radau, Lieder. Nachmittags Spaziergang an den Teichen. Der Mannschaftsgeist zeigt sich und festigt die Bande der Kameradschaft.

24. Juli – Jede Nacht gegen 2.00 Uhr Alarm. Das stört die Nachtruhe ziemlich. In der Fabrik arbeite ich jetzt als Maurer (Wand zum Schutz der Maschinen), aber die Wand wächst nicht schnell.

Dienstag, 25. Juli – Es ist nun ein Jahr her, genauer 366 Tage, denn wir haben ein Schaltjahr, dass wir im KdF angekommen sind, dieser Stadt der Freude, um 19.00 Uhr an einem warmen Sommerabend. Dieses Jahr ist der Himmel trüb. Verbote einer baldigen Heimkehr oder schlimmerer Zeiten?

Die Temperatur ist wenig milde, Regen, Wind, selten Sonne. In der Fabrik dagegen ist es sehr heiß, die Luft ist stickig (im Kellergeschoss). Das ermüdet sehr.

28. Juli – Gestern Donnerstag: gute Music-Hall. Anmerkung „Nur für Deutsche“ [im Original]: 1. Die Schutzräume werden mit 1,50 m dicken Betonwänden verstärkt, eine Arbeit, die von Ausländern durchgeführt wird. Ihre Schutzräume sind abgedeckt, für die anderen ist kein Material mehr da, natürlich. 2. Die Hauptstraße, um das Werk zu verlassen. 3. Vorrecht in den Schlangen und die besten Stücke wie für die Mütter der Familie. 4. Getränke im Werk, vor allem Milch. Für die Ausländer reicht Leitungswasser etc. ... zum Ausgleich haben wir Anschisse, „Gummi“ [im Original] [-Knüppel], Lager 18 oder 21, Polizei usw.

31. Juli – Gestern Fußballspiel gegen die KG [Kriegsgefangenen]. Sieg mit 13:1. Uninteressant. Samstag, gelungener Abend mit Freunden. Wir kauen Erinnerungen durch, die herzerreißend sind! Idiotisch!

Spätere Anmerkungen zur Bombardierung vom 20. Juni:

Die Schäden sind erheblich. Die Mechanische wurde am Ende der Halle und gegenüber der Kantine 15 getroffen. Dach und Hallenböden sind eingestürzt, etwa 300 Maschinen beschädigt. Man bringt die restlichen ins Untergeschoss, denn sonst hätten sie unter freiem Himmel gestanden. Der Flugzeugbau ist völlig zerstört und ausgebrannt. Die Decke ist in der Mitte heruntergekommen.⁴⁶ Die Karosserie-Abteilung besteht nicht mehr. Das Presswerk hat ebenso gelitten wie die Abteilung Neue Bomben.

Ich glaube, dieser Angriff ist die Rache für die neuen Bomben, die auf England abgeschossen werden.

Die Kantinen haben stark gelitten, mehr als die Hälfte ist zerstört. Man kann jetzt die Scheiben in der Fabrik zählen. Auch auf und um den Fußballplatz herum fielen Bomben.

Das Kraftwerk und die Küchen, die an den äußersten Enden des Werkes lagen, wurden nicht getroffen. Die Holzbrücke über dem Kanal hingegen und die Bahnlinie wurden zerstört.⁴⁷

Wenige Todesopfer: zwei Franzosen, glaube ich, und eine höhere Zahl von Opfern unter den Deutschen und Russen. Die Bunker halten gut, denn die Sprengbomben schlugen nicht durch. Die Kameraden aus Rouen und Kubler, Kumpel aus der 8/15, werden in ihrem Schutzraum eingeschlossen. Sie haben weder ausreichend Luft noch Licht. Sie sind fast erstickt, als es ihnen endlich gelingt, herauszukommen.

Belagerungszustand: Die SS und die Polizei schießen auf alles, was sich bewegt. An Flucht oder Befehlsverweigerung ist nicht zu denken. Nicht wenige werden wegen Diebstahls erschossen.

1. August – Ruhige Woche. Es scheint wieder schön zu werden. Nicht zu früh! Aber nimm dich in Acht vor den Flugzeugen! Kein Alarm diese Woche: Es braut sich etwas zusammen. Was die Kriegslage betrifft, so spricht man von gewaltigen Vormärschen der Russen (Warschau) und der Engländer (St. Nazaire).

3. August – Ich sehe Christiane die Woche nicht. Ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist. Pariser Abend in der „KdF-Halle“, grauenvoll, geschmacklos und nicht besonders komisch. In

Paris reißt man sich kein Bein aus, um uns Zerstreuung zu schicken. Aber man soll ja nicht glauben, dass wir, nur weil wir in Deutschland sind, alles schlucken müssen, ohne es zu hinterfragen!



Postkarte der Ciani-Halle, 1939

Samstag, 5. August – 13.45 Uhr vierte Bombardierung, nach zwei Stunden im Bunker. Diesmal trifft es die Mechanische hart. Die Bunker werden erschüttert, Türen fliegen krachend durch die Gegend. Wir sind genau darunter.

Eine Bombe schlägt gegen unseren Bunker, der schaukelt wie ein Schiff. Instinktiv fallen Auger, mein Nachbar, und ich uns in die Arme. Wir denken beide: Jetzt sind wir dran, das ist das Ende! Nach dem Bombenangriff zittern wir alle wie Espenlaub: Das ist die Reaktion. Als wir herauskommen, Feuer überall. Der Rauch dringt bis in die Bunker. Uns war sehr heiß!

Sonntag, 6. August – Arbeitsanweisung heute: Aufräumen! Nur das nicht! Auf zu TAC in die Wälder! Wir haben jetzt Erfahrung, es herrscht Chaos und wir haben keine Angst vor einer Kontrolle. Strahlend schöner Tag. Ein wenig Hunger, aber wir ernähren uns von der Freiheit statt von der Liebe und von frischem Wasser. Drei Stunden Alarm. Bombardierung in der Ferne. Und wir, wir haben keine Angst!

7. August – Wieder an der Arbeit. Aufräumen. Es war ein schwerer Angriff, besonders getroffen wurden das Presswerk und die Mechanische, letztere im Obergeschoss und im Untergeschoss. Viele Maschinen „kaputt“ [im Original]. Man spricht viel davon, die ganze Fabrik zu evakuieren. Sie hat kein Dach mehr, nur noch Eisenträger. Viele Pressen sind stark beschädigt. Wir hatten Glück. Wie lange noch? Ich gehe zur Beerdigung von drei Franzosen (zwei KG und ein Ziviler), die bei dem Angriff ums Leben gekommen sind. Sie waren draußen geblieben statt in die Bunker zu fliehen, wie es der Anweisung entsprach. Typische Zeremonie der deutschen Wehrmacht, die den zwei KG mit Salutschüssen militärische Ehren erweist.

9. August – Wir verpacken das Werkzeug, ölen die Maschinen. Wir ziehen um, so heißt es zumindest. Welch ein Glück, dies alles hinter sich zu lassen, Horizontwechsel und kein Werkschutz mehr!

Die Vorbereitungen gehen weiter. Ich bin Spezialist für die Bemalung der Kisten. Überall hört man das Hämmern und Schlagen. Die Russen singen, die Franzosen lachen, die Deutschen sind bedrückt und nachdenklich.

Dieser Angriff ist entscheidend, denke ich. Die ganze Fabrik

wird verlegt, aber heute plötzlich, Gegenbefehl, wir packen alles wieder aus und bereiten uns vor, die Arbeit wieder aufzunehmen. Kein Mensch versteht das, nicht einmal die Meister!

Sonntag, 13. August – Spiel gegen Holland. Wir verlieren 3:0 nach einem schönen Spiel, in dem ich zwar alles gebe, aber unsere Mannschaft hat sich durch den Aufbruch verkleinert.

14. August – Wir sollen arbeiten, aber ich habe keinen Strom. Mit ein paar Kumpels stelle ich die große amerikanische Maschine, die „Cincinatti“ [im Original] um, die verlegt werden soll. Eine wahnsinnige Schuffterei! Das Fräsen-Lager unserer Abteilung geht nach Fallersleben. Werde ich mit ihnen gehen? Ich wünsche es mir, denn dann würde ich immer den Angriffen entgehen, die schlimmer und schlimmer werden. Bei einem der letzten Nachtangriffe auf Braunschweig spricht man von 1 200 toten Franzosen und von Bunkern mit 3,50 m dicken Wänden, die aufgerissen wurden. Ist das wahr? Ich glaube, wir werden künftig mit den Meistern in den Wald gehen. Mir wäre diese Art der Übung am liebsten!

16. August – An diesem Mittwoch mache ich wieder blau. Alarm um 9.00 Uhr. Um 11.30 Uhr zieht eine Menge Flugzeuge vorbei. Aber nichts, das gilt nicht uns.

17. August – Ich verpacke meine Maschinen, die nach Fallersleben gehen. Ich wünsche mir nichts so sehr, als sie zu begleiten und diese schmutzige Fabrik, die berühmt ist für ihre strenge Disziplin, zu verlassen: Ein französischer Gefangener wurde von der SS geschlagen und mit Nierenverletzungen ins Krankenhaus gebracht!

Dabei waren solche barbarischen Strafen von den Behörden verboten. Die Lynchjustiz an drei JOFTAs wird sogar bis zu Himmler hinaufgehen, so sagte man es uns jedenfalls. Die Franzosen sollten verschont werden, die anderen aber nicht! Die befestigten Bunker sind für die Deutschen, für Fahrräder und Schreibmaschinen reserviert. Es ist schließlich wichtiger, Fahrräder zu schützen als Ausländer! Bei Alarm sollten wir in die Wälder gehen. Der Leiter der SS verbietet dies, sogar im Lager und sogar bei Nacht.

Einige Details über die Sitten und Gebräuche der „deutschen Kultur“: Die SS-Leute überwachen uns im Werk, um einen reibungslosen Ablauf und gute Arbeit zu gewährleisten, so sagten es jedenfalls die Leiter dem JOFTA-Chef Trigaux, als er sich einmal beklagte. Sie sparen nicht mit Schlägen, und täglich werden einige Kameraden geprügelt und machen „Gymnastik“. Jean Miquel zum Beispiel wird in der Fabrik bei der Arbeit „aufgegriffen“ und in den kleinen Wald hinter dem Werk geschleppt. Ein SS-Mann lässt ihn Kniebeugen machen, die Schaufel am ausgestreckten Arm, und dann ging es eins, zwei, rauf, runter, fünf Minuten lang. Dann kam ein Pflasterstein auf die Schaufel, und das ganze noch einmal. Ein weiterer SS-Mann kommt dazu, und das Spiel geht von vorne los mit einem Balken. Und dabei nur kein Wort, keine Fragen. Ein Schlag mit dem „Gummi“ [im Original] für jedes Wort. Schließlich muss er hin und her rennen, jedesmal ein Schlag auf den Rücken und immer laufen, laufen, hin und zurück. Dann muss er durch einen Graben voll Schlamm gehen, muss ihn entlanglaufen. Seine Kräfte lassen nach, als sein Peiniger das Spiel wechselt: Wenn man sie auf Bäume klettern ließe? Er sucht einen dicken Baum aus, dessen erster Ast sich in einer ziemlichen Höhe befindet. Unter Schlägen muss

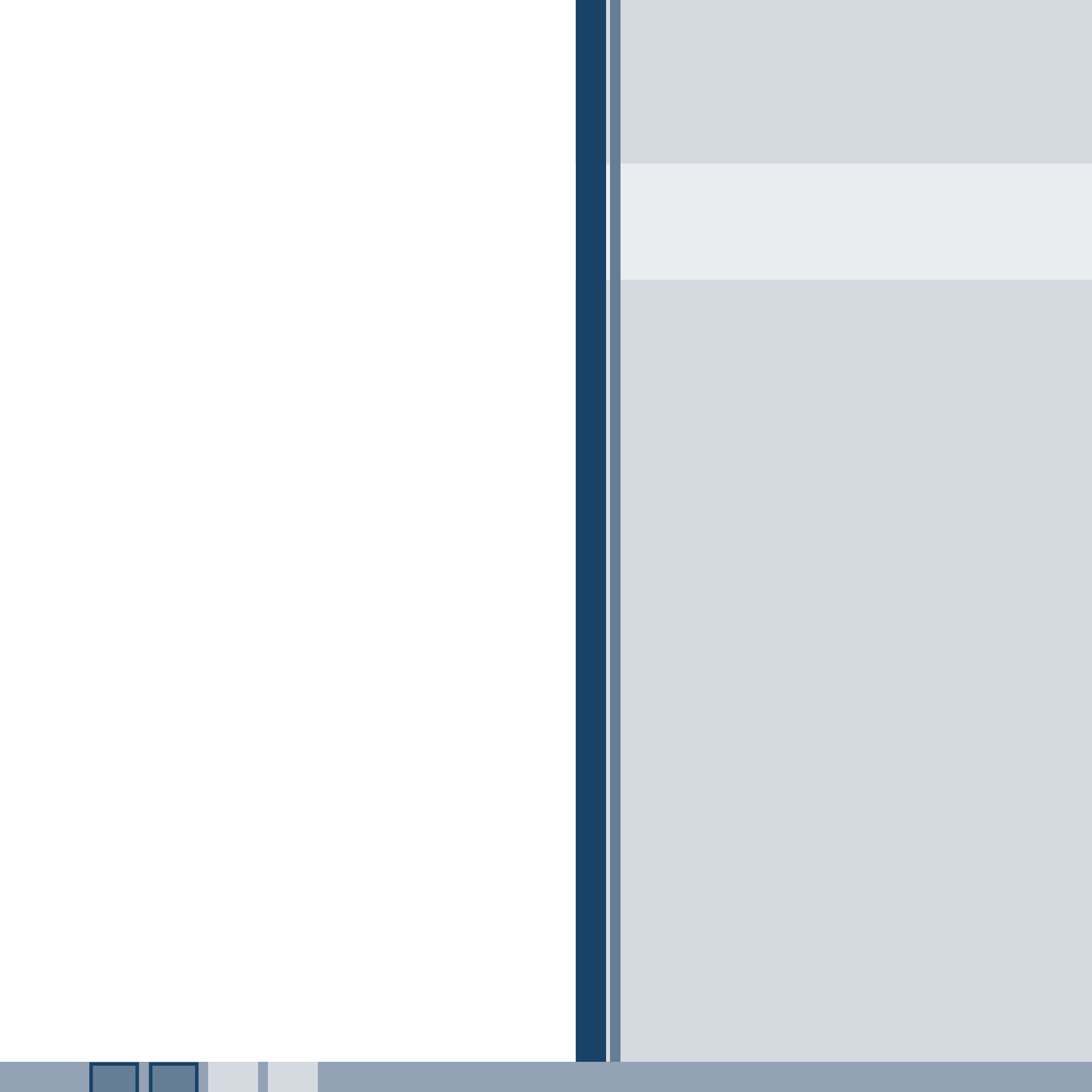
Jean hinaufsteigen. Es ist schwer, aber er schafft es bis zur Hälfte. Dann: „Ab“ [im Original]! Kaum ist er unten: „Auf“ [im Original]! Und das mehrfach unter unzähligen Schlägen mit dem „Gummi“ [im Original]. Dann als die SS-Leute sich hinreichend amüsiert haben, schicken sie ihn zur Arbeit in die Gießerei. Er ist tagelang völlig kaputt, und sein Rücken ist rot und geschwollen.⁴⁸

Drei JOFTAs, die im Stadion arbeiten, werden anstelle von anderen bestraft, die blaumachen. Sie werden geschlagen und müssen eine ähnliche Tortur ertragen wie Miquel, sogar schlimmer! Ihre Rücken bluten, und einer wird sogar ohnmächtig. Danach scheinen sie um Jahre gealtert zu sein. Und solche Spielchen gibt es im Werk ständig. Die Russen bekommen die härtesten Schläge.

Ein Franzose, der erst vor acht Tagen aus dem Krankenhaus gekommen war, erfährt dieselbe Behandlung. Er liegt röchelnd am Boden, aber die SS prügelt weiter auf ihn ein. Kann man das „Zivilisation“ nennen und auf diesen Prinzipien ein Europa gründen wollen?

Sonntag, 20. August – Sonntagsspaziergang mit vier Kameraden aus Béziers am Kanal. Schöner Tag unter Freunden.

21. August – Im Werk ziehen alle Maschinen um oder werden darauf vorbereitet. Ich bringe diese zum Werksbahnhof. Seit Freitag lassen uns die Engländer in Ruhe. Das sind uns willkommene Ferien.



Periode III: Winter, August 1944 bis zur Befreiung

23.8.1944 – Mit Le Franc und Dutot fahre ich auf einem Lastwagen nach Neindorf (im Süden) zwischen Oebisfelde und Braunschweig.

Ich bin froh, soviel Glück zu haben. Wir sind in einer kleinen Fabrik, einer alten Rösterei und Kartoffelflockenfabrik, die außerhalb des Dorfes an einer Bahnstrecke liegt. Die kleine Gruppe besteht aus vier Russen, zwei Italienern, zwei Deutschen und uns.

Wir landen dort unter bleierner Sonne, aber ich möchte mit niemandem tauschen. Hier riecht es wunderbar nach Land, Heu und frischem Gras. Enten, Gänse und Puten erfreuen uns mit ihrem Geschnatter. Wie weit entfernt sind wir vom Getöse von KdF!

Von fern beobachten wir einen der üblichen Bombenangriffe auf Braunschweig (9 Wellen). Wir zittern aus Angst um unser Lager.

Die Maschinen kommen in Waggons. Es ist wirkliche Arbeit, sie auszuladen. Es ist schwer, aber interessant, und die beiden Deutschen sind sympathisch. Übrigens: Mittwoch kein Essen, Donnerstagabend eine Suppe, Freitagabend Kohlsuppe mit Brot, Samstag Suppe. Wir essen grüne Äpfel, um unseren Hunger zu stillen, und haben alle Bauchschmerzen. Sonntag ist in KdF ein recht gutes Varieté. Am Montagmorgen kehren wir zurück und entladen zwei Waggons. Tatsächlich kommen 20 Russen zur Verstärkung. Das ist weniger interessant. Am Samstag gerät Dutot unter eine Maschine und bricht sich das Handgelenk. Jacques fällt in einen Waggon.

Wann bin ich dran?

Wir haben noch mehr Russen und ein paar Franzosen zur Verstärkung erhalten. Wir arbeiten schnell, aber es ist hart und anstrengend. Die Verpflegung: eine sehr gute Suppe mittags, am Abend eine doppelte Portion, und die Meister geben uns ein wenig Brot dazu. Man kann zufrieden sein, denn ich esse doppelt soviel wie da drüben.

Wir haben keine neuen Nachrichten und wissen nicht, was los ist. Abends gehen wir kurz in den „Gasthof“ [im Original] am Bahnhof, um zu lesen oder um etwas zu trinken. Dann gehen wir im Dunkeln schlafen auf den Matratzen, die sich auf dem Speicher befinden. Es ist ein neues Leben, das uns ein wenig vergessen lässt, wie die Zeit verstreicht. Immer arbeiten, ein wenig schlafen, das ist alles. Vorbei die Zeit mit Vergnügen, Kino und Fußball.

Ich schreibe einige Überlegungen oder besser einige Tatsachen aus der Zeit nach dem Angriff vom 5. auf KdF nieder. Am Sonntag müssen wir arbeiten. Etwa die Hälfte von uns ist nicht da. Ergebnis: Am Montag bewacht uns die SS im Werk, Gewehr und Gummiknüppel in der Hand. Einer ist immer in Sichtweite, also nicht aufhören zu arbeiten oder langsamer werden, oder sonst? Als ich etwas beschrifte, werde ich angebrüllt, ich weiß nicht, warum, verstehe nicht. Aber ich sage „ja“, immer, diskutieren ist zwecklos, sie haben immer Recht. Auch die Deutschen haben Angst, die „Meister“ [im Original] ebenfalls. Ein alter, etwa 60-jähriger Mann muss ins Krankenrevier, um sich nach Schlägen ins Gesicht behandeln zu lassen.

Also ist man vorsichtig, ist pünktlich, arbeitet und ist müde. Aber jetzt warten wir auf eine baldige Rückkehr nach Frankreich, und das gibt uns Mut.

**Die Kartoffelflockenfabrik in Neindorf,
Verlagerungsbetrieb „Kaffee“ des
Hauptwerks, April 1945**



Ich bemerke, dass die Deutschen hier mehr Verständnis für unsere Situation haben. Das ist nicht mehr KdF.

3.9.1944 – Heute Arbeit bis 15.30 Uhr. Wir können nicht ins Lager zurück, um die Kameraden zu besuchen. Es regnet, stürmt, die ersten Blätter fallen, es wird Herbst. Vor einer Woche habe ich einem Empfang und einem Vortrag des Gauleiters auf dem Cianetti-Platz beigewohnt.

Alle Uniformen waren versammelt, und davon gab es viele! Alle männlichen Wesen von sieben Jahren bis fast zum Tode sind uniformiert und mehr oder weniger gut bewaffnet, von der einfachen Armbinde und dem Messer über alle möglichen Jagdflinten und Karabiner bis zur vollständigen Uniform und Maschinengewehr. Aber letztlich werden sie beherrscht und können andere beherrschen.

Es ist eine sonderbare Versammlung. Ich bemerke neben zahllosen, riesigen Hakenkreuzfahnen einen Zug von Kindern mit Trommeln und Fanfaren, die so groß sind wie sie selbst. Sie

benehmen sich wie Erwachsene. Das sind trotz ihrer 10 Jahre wirklich keine Kinder mehr!

9.9.1944 – Die ganze Abteilung ist nun angekommen, sogar der Werkschutz. Das ist zuviel!!

Den Abend verbringe ich mit Tanzen und einem Spaziergang bei Nacht mit einer hübschen Russin. Man lernt das Slawische kennen.

10.9.1944 – Sonntag. Arbeit bis Mittag. Danach gehen wir zu Fuß nach KdF (15 Kilometer) und kehren am nächsten Tag gegen Mittag zurück. Dann nehmen wir die Arbeit wieder auf, aber wir machen fast nichts und suchen ein gutes Versteck. Ich rühre über Tage keinen Finger. Die Verpflegung ist dürftig, und wir beschwerten uns bei unserem Vertreter. Sofort wird es besser. Wir bekamen mittags Kohl- oder Schrottsuppe und am Abend ein kleines Stück „margo“ (Margarine) und Wurst, während die „Herren“ bei jeder Mahlzeit Braten und abends Bratkartoffeln essen. Sie essen und essen, ohne Pflaumen und Gebäck zu vergessen. Aber dennoch: Wir essen besser als zuvor und bekommen alle zwei Tage Kartoffeln.

14.9.1944 – Die Alarme gehen ohne Unterbrechung weiter, ganz gleich, wie spät es ist. Mir tun die Kameraden leid, die noch in KdF sind. Schubweise kommen Nachrichten von der Westfront. Die Amerikaner rücken mit erstaunlichem Tempo vor. Man spricht von Köln, der Siegfried-Linie⁴⁹ usw. Die Deutschen werden milder, ihre Gesichter verdüstern sich und ihre Gespräche kreisen immer um dasselbe. Viele bekommen kalte Füße. In drei Wochen, einem Monat, meinen sie, ist der Krieg vorbei. Andere dagegen denken nicht an eine mögliche

Niederlage und glauben, man werde in demselben Zeitraum die Alliierten vertreiben und einen sicheren Sieg erringen.

17.9.1944 – Sonntag. Wir gehen ins benachbarte Dorf, Ochsendorf, und besuchen ein Kommando Kriegsgefangener, die in der Landwirtschaft arbeiten. Sie alle sind sehr glücklich, uns zu sehen, und wir reden den ganzen Nachmittag. Materiell geht es ihnen gut, es fehlt ihnen an nichts, die Pakete helfen ihnen. Sie meinen sogar, es ginge ihnen besser als uns, weil es bei ihnen keine Polizei, keine Überwachung rund um die Uhr gebe. Sie seien „ihr eigener Herr“. Ich habe mir Fieber eingefangen und kann nicht aufstehen. Ich bleibe zwei Tage auf meinem Strohsack auf dem Speicher, und Herr Porath, der zweite Mann in der Fabrik, bringt mir Tabletten und Kräutertee.

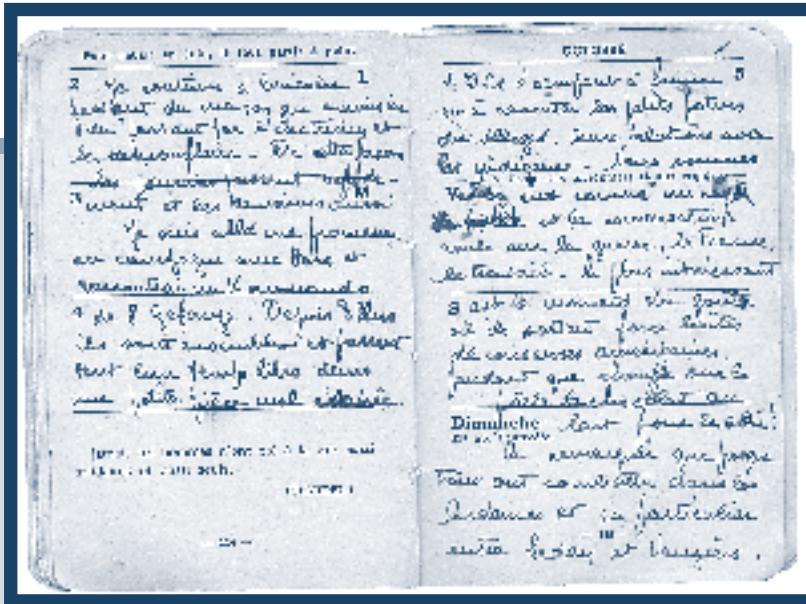
21.9.1944 – Die Einrichtung der Fabrik geht ihrem Ende entgegen. Nur mit unserer Unterkunft haben wir es nicht besonders gut getroffen. Eng, dunkel und ohne jede Bequemlichkeit. Dabei darf ich mich gar nicht beklagen, denn ich bin stolzer Besitzer einer Sprungfedermatratze, habe Betttücher und sogar einen Kleiderschrank. Im Übrigen langweilen wir uns nicht, dazu haben wir keine Zeit. Bücher gibt es ja auch noch, um sich abzulenken. Die Verpflegung ist mittelmäßig. Fünf Mal die Woche gibt es Suppe ohne Fleisch. Das Brot ist schimmelig. Dennoch arbeiten wir 72 Stunden! Aber trotz des Lagers, trotz der Ernährung, und obwohl wir nichts Neues aus Frankreich hören und keine Ablenkung haben, trotz Arbeit und Regen werden wir nicht trübsinnig. Das hat vor allem zwei Gründe. Zum einen sind wir dieses schwierige Leben gewöhnt, und zum anderen haben wir die feste

Hoffnung, dass alles bald zu Ende ist und wir unverzüglich zu unseren Familien heimkehren können. Jeden Morgen erwarten wir eine offizielle Mitteilung und Gerüchte, die uns die Kumpels aus KdF mitbringen. Wir lesen, kommentieren die Nachricht auf unsere Art, betrachten die Landkarte und stellen Hypothesen auf, was letztendlich zu überhaupt nichts führt.

Die Kameraden aus dem Flugzeugbau, Kulber, Brillac, Daniel, Gueudeville, Supéra, Duhart und Mattet, sind nach Neudek verlegt worden. Es bleiben in der 8/15 jetzt noch fünf Personen, und das ist gar nicht schlecht. Der Raum ist sauber und besteht aus Küche und Wohnraum. Letzten Sonntag bin ich dorthin gegangen und wurde empfangen, fast als wäre ich bei mir zu Hause. Abends gab es ein reiches, gemeinsames Essen.

Ich habe noch ziemlich viele Vorräte, die ich mit Blick auf eine bevorstehende schnelle Abreise verbrauche. Sie sind natürlich allen höchst willkommen und ergänzen die tägliche Suppe in angenehmer Art und Weise.

Das herausragende Ereignis des Monats ist die Abreise von KdF, wo ich 13 Monate verbrachte. Es hieß, mein Zimmer und vor allem meine Freunde zu verlassen sowie die vielen, verschiedenen Freizeitbeschäftigungen, die wir hatten, um auf das flache Land zu fliehen, wo man nichts anderes kennt als die Arbeit. Aber man muss zugeben, dass das einen großen Vorteil hat. Man ist fern von Bombenangriffen, hier herrscht friedliche Ruhe. Jeden Tag, egal zu welcher Zeit oder bei welchem Wetter, fliegen sie vorbei, und man hört, wie in der Ferne die „Pflaumen“ fallen. Nicht jeder ist in diesen Tagen glücklich.



Tagebuch, Oktober 1944

1.10.1944 – Der fünfte Sonntag, an dem ich bis Mittag arbeite.
Wo ist mein Bett?

Ich mache alle möglichen Handwerksarbeiten und spiele den Maurer, Schreiner, Elektriker oder Maler. So vergehen die Tage und Wochen wie im Fluge.

Ich bin mit Hors in der Gegend spazieren gegangen. Wir trafen ein Kommando von acht Gefangenen. Seit drei Jahren sind sie zusammen und verbringen ihre ganze freie Zeit in einem kleinen, düsteren Raum. Sie rauchen und vertreiben sich die Zeit mit Klatsch und Tratsch aus dem Dorf und über ihre Beziehungen zu den Einheimischen. Wir sind für sie wie ein Sonnenstrahl und reden über den Krieg, über Frankreich und über die Arbeit. Am interessantesten ist es nachmittags beim Kaffee, wo sie reichlich amerikanische Konserven auftischen, während auf dem Ofen schon der Kakao aus Milch für den Abend warm wird.

Bemerkenswert ist, dass fast alle in den Ardennen gekämpft haben, vor allem zwischen Sedan und Vouziers.

9.10.1944 – Mein Vorarbeiter, „die Brille“, der eigentlich Erik heißt, wird sympathisch und weicht mich in die Einstellung der „Cleveland“ ein. Die Arbeit wird interessanter, aber deswegen mache ich nicht mehr. Der Krieg macht im Moment kaum von sich reden, aber die Deutschen plustern sich ein wenig auf. Wir haben es aufgegeben, uns über die Verpflegung zu beklagen, nur die Kartoffelwaggons bekommen immer wieder Besuch. Wir legen im Wald Kartoffelmieten an, und Tag und Nacht kochen in der Fabrik eimerweise Kartoffeln mit Hilfe zweier elektrischer Kabel.

Der Preis für Zigaretten steigt, und ich habe mir zum Glück Reserven angelegt. In KdF bekommt man für sechs Zigaretten drei Pfund Brot. Eine Zigarette ist 20 Reichsmark wert, ein Paket Margarine der Marke Rama 100 Reichsmark.

Die Mark ist auf Null gefallen. Aber bei den Deutschen bekomme ich drei Kilo Brot für 20 Rama. So kann ich mich richtig satt essen.

14.10.1944 – Heute Nacht furchtbarer Angriff auf Braunschweig. Der ganze Himmel ist hell erleuchtet. Die Explosionen leuchten hell. Die Flugzeuge fliegen sehr tief und machen uns halb taub. Rauch steigt auf. Am nächsten Morgen nach dem Aufstehen ist der Himmel noch zur Hälfte mit Rauch bedeckt. Und wir sind immerhin 20 Kilometer von der Stadt entfernt!

15.10.1944 – Sonntag. Langer Spaziergang mit dem „Prof.“. Nachmittags 30 Kilometer durch zahlreiche deutsche Dörfer, wenig malerisch im Großen und Ganzen. Triste Häuser nur aus Backsteinen, Ziegeln, Holzbalken und Lehm. In jedem Dorf gibt es eine große Gänseherde auf eingezäunten Weiden mit einem natürlichen oder künstlich angelegten Teich.

18.10.1944 – Es ist Herbst. Die Wälder leuchten in den schönsten, bunten Farben von dunkelgrün über alle möglichen Grün- und Rottöne bis hellgelb. Es ist der schönste Moment des Jahres. Ich genieße ihn ein wenig zwischen zwei Zimmern am Fenster und denke viel an meine Wälder in den Ardennen, an die schönen Wälder von Balaives, die ich immer geliebt habe, aber nie so sehr zu schätzen wusste wie in diesem Augenblick.

21.10.1944 – Neue Maßnahmen gegen die „Ausländer“ [im Original]. Es ist verboten, das Gebiet von Neindorf zu verlassen. Um acht Uhr abends müssen wir wieder im Lager sein. Ein Glück, dass der Winter vor der Tür steht. Man zieht sich in der Baracke in die Ecke am Ofen zurück mit einem guten Schmöker und fühlt sich wohl beim sanften Knistern des Birkenholzes.

22.10.1944 – Sonntag im Bett verbracht. Ich habe die Grippe und bin nicht böse darüber, mich etwas auszuruhen. Um die Zeit totzuschlagen und um vor der Maschine auch meinen Kopf zu beschäftigen, spiele ich mit einigen Kameraden, die ich hier gefunden habe, Theater. Am Abend proben wir, tagsüber lernen wir den Text. Wir bereiten einige Szenen und Lieder vor und haben dank der Bereitwilligkeit des Ingenieurs dazu ausreichend Gelegenheit. Das ist im Moment unsere wichtigste Beschäftigung. Sie hilft uns, unsere Ungeduld in diesen Tagen, in denen sich so wenig bewegt, zu überwinden.

13.11.1944 – Heute, am 13. November, setze ich mein Tagebuch fort, das ich aus Mangel an Zeit und Licht unterbrochen hatte. Wir haben unseren Palast, den Speicher der Fabrik, verlassen und sind in die Baracken des Lagers gezogen. Es liegt etwa 300 Meter von der Fabrik entfernt auf einer Waldlichtung, wo man einen Sportplatz angelegt hat. Es gibt eine Baracke für die Franzosen, darin ein Zimmer für einige Belgier und Holländer, eine Baracke für die italienischen Gefangenen, eine Baracke für Russen und eine für Russinnen. Eine fünfte ist für den Lagerführer und einige Deutsche. Kein Wasser. Waschen muss man sich in der Fabrik: Ein Schuppen aus Holz mit einem Brett mit Löchern ist die Toilette, ein anderer die

Gemeinschaftsdusche. Eine Stunde ist für Männer reserviert, alle zusammen, eine andere Stunde für die Frauen. Es kommt vor, dass wir durch ein Astloch die jungen Schönheiten bewundern, die dort nackt im Wasserdampf herumhüpfen.

20.11.1944 – Sonntag. Nachtschicht. Wir genießen die letzten Sonnenstrahlen, die durch die gelben Birkenblätter blinzeln. Dann kommt Wind auf, Regen fällt, und wir zünden uns ein schönes Holzfeuer an, das „der Bude“ durch die Wärme und das flackernde Licht ein wenig Familienatmosphäre gibt. Wir denken an gemütliche Winterabende am Küchenherd, an denen man hört, wie der Wind pfeift, wie das Holz knistert und das Fett in der Pfanne brutzelt, das genauso ungeduldig wie wir auf den schönen gelben Teig wartet, der dann aufgeht und kleine Pfannkuchen gibt.

Pfannkuchen ... das ist nur ein Traum! Ich schaue auf meinen Teller und erblicke leider nur einen merkwürdigen Wasserbrei, ohne Milch, ohne Butter. Schmeckt ein wenig fade, ist aber dennoch so gut, dass wir ihn nur ein Mal die Woche kochen, um Kartoffeln zu sparen.

Zu zweit haben wir etwa 15 Kilo, aber das ist sehr wenig. Und wie haben wir sie aufgetrieben? Wir gehen auf gerodeten Feldern Kartoffeln sammeln, einen Sack auf dem Rücken an einem kalten Nachmittag in einer Nachtschicht-Woche. Das erinnert ein wenig an Robinson und seine süßen Kartoffeln. Aber uns schmeckt der Kartoffelbrei so gut wie daheim die wöchentlichen Waffeln.

Wir haben auch nachts am Bahnhof Kartoffeln aus den Waggons geklaut. Aber es wurde gefährlich, seit einmal auf einen Kameraden geschossen wurde.

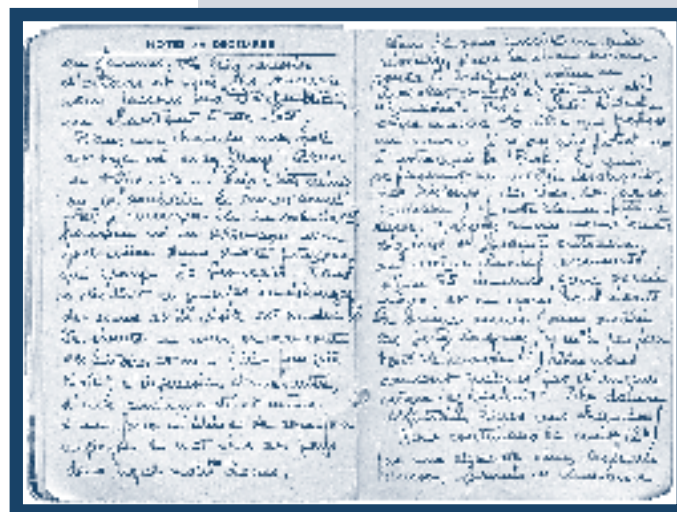
Allerheiligen ist vorbei, und wir haben es nicht bemerkt, ebenso der 11. November. Im vergangenen Jahr in KdF haben wir ihn im Speisesaal mit einer Schweigeminute begangen. Die Deutschen waren verdutzt. Ich weiß nicht, ob sie es begriffen haben.⁵⁰

29.11.1944 – Seit einigen Tagen ist totale Mobilmachung. Männer von 16 bis 60 Jahren müssen zum Militärdienst, die Arbeit ist vorbei. Die Frauen müssen arbeiten, und wir haben mit Lächeln und bitterem Hohn etwa 30 alte Frauen aufnehmen müssen, von denen die meisten hochbetagt waren. Sie haben Angst vor den Maschinen, und viele sind verzweifelt, sie weinen wie Kinder, die zum ersten Mal zur Schule gehen.

30.11.1944 – Ich hatte für eine Weile aufgehört, Tagebuch zu schreiben, denn es gab kein Licht. Ich nutze heute einen freien Tag, den ich dem kleinen alten Doktor von Neindorf verdanke, ein alter Mann, längst reif für die Pension, dessen Praxis eher aussieht wie die eines Heilpraktikers als eines Arztes. Das Porträt von Bismarck hängt neben einer Schmetterlingssammlung und einem Regal mit Medikamenten. Der Besuch bringt mir lediglich einen freien Tag, und das mit unsauberem Blut, mit Fieber und mit Knoten in der Leistengegend. Es ist immer dasselbe!

Es ist regnerisch, und jeden Tag nehmen wir, wenn wir zur Fabrik gehen und ins Lager zurückkehren, ein Bad im Schlamm. Trotz dieses Wetters kommen die Flugzeuge bei Tag und bei Nacht und vergessen nicht, die arme Stadt Braunschweig mit einem Bombenhagel zu überziehen. Es muss entsetzlich sein, in dieser Stadt zu leben, die beinahe täglich Bombardierungen ausgesetzt ist.

6.12.1944 – Unsere Theateraufführung ist ein unerwarteter Erfolg, der uns Mut macht für den nächsten Auftritt, der für Weihnachten geplant ist. Wir schreiben ein Stück über unser Leben in Kaffee, und jeder trägt Lieder oder Gedichte dazu bei. So verbringen wir die Abende mit angenehmen Dingen und ebenso die Tage. Es ist ungemein schwierig, von den Deutschen etwas zu bekommen. Sie versprechen einem, was man will, halten aber nichts. Wir haben in unserem Lager noch kein Wasser, keinen Strom. Es ist zwar erlaubt, ein Feuer zu machen, aber verboten, das Lager nach 20.00 Uhr zu verlassen, etc. Sie haben allerdings im Moment auch wirklich anderes im Kopf. Ihr Land ist bedroht. Stahl kommt nur noch spärlich in KdF an, die Nahrung wird knapper, wir betreiben daher einen schwunghaften Handel und „klauen“ (man kann nicht sagen „stehlen“), wo wir können. 50 Gramm Tabak kosten 100 Reichsmark, ein Brot 20 Zigaretten, wenn man welche findet, und nachts machen wir uns auf, um die Kartoffelmiete der Bauern zu plündern, was eine Beschwerde bis zum Gauleiter eingebracht hat. Ab sofort ist es uns verboten, auch nur eine einzige Kartoffel zu besitzen, egal woher sie kommt. Wir fälschen übrigens die Lebensmittelkarten, um am Montag zwei Brote zu bekommen. Wir legen Schlingen und fangen einige Hasen. Es ist ein wirklicher Kampf für den Bauch! Der Fabrikbesitzer hat in seinem kleinen Garten nebenan ein Beet mit Porree. Nachts kommt es vor, dass wir im Vorbeigehen ein paar davon stibitzen, um die normale Verpflegung aufzubessern, aber wir haben Angst, als wir dem Werkschutz am Ausgang der Fabrik die Ausweise zeigen müssen und fürchten, der Geruch könnte uns verraten.



Tagebuch, Dezember 1944

9.12.1944 – In KdF stellt man jetzt die Panzerfaust [im Original] her, und jede Viertelstunde hört man die Detonationen von Versuchen. Vorsicht vor einer neuen Bombardierung!

Wir haben jetzt junge deutsche Frauen, viel hübscher als die ersten, aber sie sind nicht besonders mutig. Am 3. Dezember haben wir die erste Nachricht über das Rote Kreuz nach Frankreich geschickt. Wenn sie doch nur ankäme!

Die Tage vergehen schnell, Weihnachten rückt mit großen Schritten näher. Das Wetter ist mehr freundlich als kalt, es regnet ununterbrochen. Wir rechnen nicht mehr damit, vor Jahresende nach Frankreich zurückzukehren. Wir haben uns nun daran gewöhnt und werden sicher sehr erstaunt sein, wenn dieser ersehnte Tag wirklich kommt, denn er wird, so glaube ich, schon bald kommen, spätestens in einem oder in zwei Jahren! Nur Mut, mein Alter, wir werden zurückkehren!

28.12.1944 – Ich schreibe nach einem ziemlich trübsinnigen Weihnachtsfest. Wir haben den Heiligen Abend beim Licht zweier Öllämpchen in der Waldbaracke unseres Lagers verbracht. Das Essen war bescheiden, wirklich denkwürdig für die Zeiten, die noch kommen werden: Erbsenpüree, Bohnen, Schokoladenpudding und Kuchen. Das hat was von „Vollstopfen“. Wir fühlen uns nicht wohl und wissen nicht, wie wir in Stimmung kommen sollen. Aber der Sinn des Heiligen Abends ist ja schließlich nicht das Essen, sondern das Beisammensein aller Kameraden, unserer Familie in Deutschland. Man fühlt sich ein wenig glücklicher, ein wenig wie in der eigenen Familie. Stärker als sonst fühlen wir in diesem Moment eine feste Verbundenheit, wir rücken zusammen und sind glücklich.

Ein Christbaum, den wir im Wald geschlagen haben, gibt unseren vier Wänden eine etwas heimische Atmosphäre. Die Nacht vergeht bei Geschichten, Liedern und Musik, denn bei den Gefangenen haben wir ein altes Grammophon entdeckt. Die nächsten zwei Tage vergehen mit Fußball und Poker – denn ich spiele jetzt Karten – und mit halb sentimentalen, halb neugierigen Spaziergängen. Das muss ich erklären: Ich bin ziemlich eng mit einer hübschen Russin zusammen, die auf den Namen Natascha hört. Sie könnte sich selbst in Frankreich sehen lassen und ist sogar sehr hübsch, sauber und gut gekleidet. Aber hier sind wir so etwas wie Zigeuner, und man versteht sich mit Leuten aus ähnlichem Milieu. Also gehen wir beide ins Dorf zu den anderen Russen, d. h. in den Schuppen eines Bauernhofs, der als Tanzsaal dient. Ein paar aufgetakelte Mädels, keine Schönheiten, Männer der gleichen Sorte, ein paar Polen.

Sie sind sehr ordentlich, sogar elegant mit weißem Hemd und Krawatte und weißen Socken. Eine Ziehharmonika und eine Mandoline spielen immer wieder Volksmusik, nach der wir alle gemeinsam tanzen. Hier und da ein Fox, mal ein Tango, unmöglich zu tanzen, Walzer und Polka. Wir tanzen im Kreis, dann nimmt sich jeder eine Partnerin für ein paar Takte, dann wieder im Kreis und ein neues Mädchen. So geht es weiter; dabei gibt es lustige und vor allem sehr hübsche Figuren.

Für ein paar Augenblicke fühle ich mich in die Ukraine versetzt, so wie man dort tanzt und mit Freunden feiert, ohne Ansehen der Rasse und sicher besser, als es ein Russe in Frankreich erleben würde. In Deutschland sollte man möglichst viel lernen, damit man mit den vielfältigsten Erfahrungen im Gepäck wieder heimkommt. Auch der

Charakter formt sich, der Wille, die Geduld, der Mut und das menschliche Einfühlungsvermögen und zwar nicht nur auf französischer, sondern auch auf europäischer Ebene. Ich sage immer wieder, dass wir von unserem Aufenthalt in Deutschland profitieren, trotz der kleinen materiellen und moralischen Unannehmlichkeiten. „Das ist eine Schule der Männlichkeit.“ Und obwohl viele Kameraden genauso denken, lachen sie mich aus!

Weihnachten ist vorbei, ein paar Tage Arbeit, und schon haben wir den 1. Januar und das neue Jahr 1945! Und wir sind seit 1943 hier! Na ja! Dennoch: In dieser Silvesternacht habe ich die schönsten Augenblicke meiner Zeit in Deutschland erlebt. Ich berichte also in ein paar Zeilen: Sonntag wird bis Mittag gearbeitet. Abends spielen die Kameraden Poker. Ich gehe wieder zum Tanz ins Dorf mit der jungen Russin, von der ich mich nachts nicht trenne. Als ich heimkomme, besuche ich alle Franzosen in ihren Zimmern, wo ich überall eingeladen werde. Anschließend kehre ich in mein Zimmer zurück, wo eine Mahlzeit vorbereitet ist, wie man sie jetzt selten hat: Fischpastete, Linsen mit Schinken, Bratkartoffeln, Kalbsbraten – genug [im Original], ich kann nicht mehr! Kaum ist die Mahlzeit vorbei, ziehe ich mit den Kumpels aus dem Nachbarzimmer durch das Lager. Sie sind alle verkleidet, die Hälfte von ihnen als Frauen; das haben sie sehr gut hingekriegt. Nach den Franzosen gehen wir rüber zu den dewuschka [im Original] [Mädchen] und singen aus vollem Halse. In einem Zimmer wird getanzt: Orsay, danse du tapis etc. Mitternacht rückt näher, und alle wünschen einander ein gutes neues Jahr, und ich spüre das Gefühl einer französischen Gemeinschaft, die hier in Deutschland entstanden ist,

besonders in unserem kleinen Lager mit 60 Franzosen. Man besucht sich gegenseitig in kleinen Gruppen und wünscht einander Glück. Man singt gemeinsam und erzählt Geschichten. Noch stärker als an Weihnachten haben wir den Eindruck der Freundschaft, der Gemeinschaft. Danach feiern wir im Zimmer weiter mit Zwiebelsuppe, Schokoladenpudding, Kuchen zum Kaffee und Gauloises.⁵¹

Wir haben Natascha und ihre Cousine Emilia eingeladen. Diese bekundet eine Liebe – ich wage nicht, platonisch zu sagen – zu unserem Freund, dem „Prof“. Die Nacht vergeht mit Liedern, Geschichten und Gelächter, und alle sind vergnügt. Einem russischen Brauch entsprechend, kommen einige Russinnen herüber, verkleidet und bunt geschminkt. Selbst der Anführer erscheint mit einem riesigen Maskenkopf wie ein afrikanischer Zauberer. Sie wünschen uns ein gutes neues Jahr und vergessen nicht die pozeluj [im Original], die Küsse für jeden von uns. Sie tanzen auch ein bisschen wie die Neger, und da kommen unsere Zimmer in Schwung. Um 2.00 Uhr gehen wir rüber zu den russischen Frauen in einer Art Polonaise, vorneweg der „Prof“ mit einer Sturmhaube und Sturmlampe auf dem Kopf. Wir singen Tomawhak [im Original] und stampfen mit den Füßen den Takt dazu. So geht es immer um die Tische, und die armen Mädels springen vor Schreck aus den Betten. Die Nacht endet beim Poker oder in sehnsüchtiger Pose hinter einer Decke. Dies gilt für den „Prof“ und für meine Wenigkeit. Um 10.00 Uhr Wecken. Es ist heller Tag. Wir müssen die Bühne für den Theaternachmittag vorbereiten. Also, Szenenwechsel! Alles gelingt recht gut, obwohl schlecht vorbereitet. Den Erfolg verdanken wir der französischen Atmosphäre, die heute Nacht entstand.

Ich gebe eine Vorstellung als Chansonsänger mit Le Franc und Maurice und wundere mich, wie selbstsicher und sogar frech mir das gelingt. Wieder ein Stück Charakterschule! Dafür ist man selbst verantwortlich, denn in unseren französischen Schulen stopft man den Kindern nur den Kopf mit Sachwissen voll. Mit anderen zu reden, lernen sie nicht, auch nicht Unternehmungsgeist, Mut oder Verantwortung etc.

3.1.1945 – Wieder ein Jahr vorbei. Beginnen wir 1945 mit Mut und Hoffnung, vor allem aber mit Vertrauen! Mut für alles, was wir noch erdulden müssen. Hoffnung, bald zu unseren Familien heimzukehren, Vertrauen – vielleicht in die anderen, aber vor allem in uns selbst!!

Diesmal sind wir der festen Hoffnung, mehr noch als letztes Mal, das begonnene Jahr zu Hause zu beenden. Und doch erscheint uns dies als fast unmögliches Glück. Ich ziehe mein letztes Paar neue Socken an, denn ich habe wunde Füße und muss dennoch Holzschuhe tragen, welch ein Gefühl von Weichheit, Wärme, sogar Luxus! Ich kann mir kaum noch vorstellen, wie man vor dem Krieg von Kopf bis Fuß warm angezogen sein konnte und noch dazu sauber. Hier tragen wir den ganzen Tag Holzschuhe ohne Socken⁵² und ausgefranste Hosen, die nach zwei Tagen ölverschmiert sind. Auf einem Spaziergang treffe ich zwei serbische Kriegsgefangene. Einer will unbedingt meine Armbanduhr, obwohl sie nicht mehr richtig geht. Ich tausche sie gegen amerikanische Konserven ein. Dabei war es eine vergoldete Uhr, die ich bei meiner Erstkommunion bekam.

8.1.1945 – Mittags gibt es ein Festessen mit Beefsteak und abends ein Ragout. Soviel Fleisch haben wir schon zwei Jahre und länger nicht mehr gesehen. Ein Kamerad ersteht im Dorf für 5 Reichsmark einen Fuchs. Wir haben gerade Nachtschicht und erzählen denen von der Tagschicht, wir hätten den Hund des Lagerführers getötet, um ihn zu essen. Sie fallen darauf herein und beglückwünschen uns zu unserer Tat, aber sie wollen ihren Teil bekommen. Die Geschichte dauert den ganzen Abend und amüsiert die ganze Kompanie. Nur die Russen sind empört. Sie nennen uns sobaka ljudoed, d. h. Hundefresser, und spucken vor Abscheu auf den Boden. Andere kommen uns besuchen und wollen diese Schweine-Franzosen [im Original] sehen, die Hunde fressen und es sich schmecken lassen. Aber das, was auf dem Teller ist, rühren sie nicht an und wollen nicht einmal daran riechen. Dabei ist das Fleisch ausgezeichnet, ohne Beigeschmack und zart wie selten ein Steak. Fehlen nur noch die Frites und ein Viertel Pinard. Ein anderes Mal hat ein Kamerad Frösche gefangen, die wir einfach so in der Pfanne braten. Die Russen reagieren wie zuvor und nennen uns jetzt „Ijaruschki jedokow“ Froschfresser.

13.1.1945 – Das ist ja mal was Neues: Wir arbeiten jetzt sonntags und haben donnerstags frei. Für uns macht das keinen Unterschied. Hauptsache wir haben einen freien Tag. Und noch was Neues, und das ist weniger schön: Das Frühstück wird ersatzlos gestrichen. Es gibt keine Butter mehr. Es friert, und wir haben kein Wasser. Wir zerschlagen Eis und holen uns Schnee vor der Baracke und lassen ihn am Ofen schmelzen. Das ist unser Trink- und Waschwasser. Das Feuer jedenfalls brennt ständig. Und womit? Mit Brettern, Kisten und Kohlen, die wir abends in der Fabrik mitgehen

lassen. Wer erwischt wird, arbeitet drei Tage 18 Stunden lang. Einige Meter von der Baracke entfernt trocken neue Eisenbahnschwellen aus Eichenholz. Aber ich weiß nicht, ob die Bahndirektion in nächster Zeit noch die vollständige Anzahl wiederfinden wird.

18.1.1945 – Nach einem großen russischen Angriff sind die Deutschen sehr verunsichert. Die Ausländer freuen sich – vielleicht zu sehr. Es gibt hier immer wieder Luftangriffe – viel schlimmer als früher.

Die Bolschewisten rücken vor. Sowohl bei den Deutschen als auch bei den Ausländern ändern sich Gesichtsausdruck und Verhalten, nur nicht auf die gleiche Art. Ist das nun bald das Ende?

21.1.1945 – Wir bekommen wieder Frühstück, aber ohne Brot. Gegen das ausdrückliche Verbot der Gestapo laufe ich durch den Schnee zum KdF-Werk. Dort frieren sie ohne Ende und arbeiten nur noch zehn Stunden. Man spricht sogar von zwei freien Tagen (Samstag und Sonntag). Andererseits treiben meine früheren Zimmergenossen einen schwunghaften Handel auf dem Schwarzmarkt. Es fehlt ihnen an nichts. Ich erstehe bei ihnen ein Pfund echte Leberwurst und zwei Kilo Mehl für magere Zeiten, die uns im Frühling wohl bevorstehen. Ich will mir einen kleinen Vorrat an Linsen, Mehl, Erbsen und Konserven anlegen. Im Moment kann man zum Glück noch Kartoffeln und Brot kaufen – oder klauen.

Eines Tages weigern wir uns mal wieder, die Suppe zu essen, die nur aus Wasser und weißen Rüben besteht. Trotz der Drohungen vom Sommer bleibt das ohne Folgen. Im Gegenteil, am übernächsten Tag wird die Verpflegung bes-

ser. Ich glaube, je mehr man vor den Deutschen kuscht, umso mehr quälen sie einen. Aber kaum spielt man den starken Mann, ziehen sie den Kopf ein. Voller Ärger ging ich einmal zum Ingenieur, um mich zu beschweren. Mein belgischer Freund kam als Dolmetscher mit. Wir befürchteten zwar Schwierigkeiten, wurden aber anständig behandelt.

26.1.1945 – Seit zwei Wochen liegt Schnee, heute etwa 25–30 Zentimeter. Man sinkt bis über die Knöchel ein, und Schnee dringt in die Holzschuhe. Das ist verflucht kalt. Allgemeine Bemerkung: Die Stimmung ist ausgesprochen gut, sowohl in KdF als auch hier. Keiner weiß warum. Ich arbeite wieder im Sockelgeschoss an der Pfauter-Maschine. Nachts arbeite ich mit einem Deutschen zusammen. Er ist etwa 50 Jahre alt und hat eine steife Hand. Er war Hafenarbeiter in Hamburg und sagt, er sei Kommunist. Er hat keine Angst, mir das anzuvertrauen. Wir verstehen uns gut. Er wohnt im Dorf und bringt mir ab und zu einen runzligen Apfel als Leckerbissen mit. Nachts ist es an unserem Arbeitsplatz sehr kalt. Wir haben zwar einen Ofen, aber kaum Kohle. Immer wieder gehe ich einen Eimer Braunkohle holen. Sie liegt ganz hinten in der Fabrik, etwa 150 Meter von uns. Ich gehe dabei barfuß durch den Schnee, damit mich niemand hört und erwischt. Aber es ist verflucht kalt.

2.2.1945 – Der Vormarsch der Russen geht weiter, Berlin ist eingeschlossen. Der Volkssturm verstärkt seine militärischen Übungen, immer wieder fahren Züge mit Kindern hier durch. Im Dorf liegt eine Kompanie Soldaten. Wer weiß, worauf sie warten. Tag und Nacht gibt es Fliegeralarm, fast ohne Unterbrechung. Hier in den Zimmern erwartet man

das Ende des Krieges in diesem oder im nächsten Monat, ich im Mai vielleicht. Der Krieg scheint endlos. Doch die meisten Deutschen scheinen ihrer Sache sicher zu sein. Einer aus dem Flugzeugbau (Ausschussmaterial), der Luftwaffe oder Maus oder auch Missgeburt genannt wird, behauptet, Frankreich werde in einem Monat erneut von den Streitkräften des Dritten Reichs erobert sein. Wir lassen ihn reden, denn wir kennen ihn. Er hat wohl irgendwo in Russland einen Hirnschaden erlitten.

10.2.1945 – Auch bei der Verpflegung herrscht Endzeitstimmung, d. h. Hunger. Wir bekommen jetzt 1 275 Gramm statt 1 500 Gramm Brot für 3 1/2 Tage. Die Kartoffeln werden knapper. Abends gibt es eine Wassersuppe, auf der zwei Stückchen Rüben schwimmen. Das ist alles schon sehr dürrig, aber bald, so fürchten wir, werden wir wirklich hungern. Wenn das Ende bald kommt, können wir durchhalten, aber wenn es noch Monate dauert, machen wir schlapp.

Seit acht Tagen arbeite ich eine Stunde weniger. Das merkt man schon, aber es gibt wieder kein Frühstück mehr. Eines Mittwochnachmittags trainiert der Volkssturm der Fabrik (alle schleuchs [im Original]) auf dem Fußballplatz vor unserer Baracke. Sie marschieren im Gleichschritt in kleinen Gruppen, rennen und halten an. Es ist ziemlich albern, diese hinkenden und alten Leute, sogar den Ingenieur zu beobachten, wie sie da spielen wie Kinder, wenn man so sagen kann. Und das auch noch vor Ausländern! Sie hätten sich wirklich einen anderen Platz aussuchen können!

20.2.1945 – Flüchtlinge durchziehen die Straßen seit einigen Tagen. Die typischen deutschen Wagen, vier Räder, mit zwei

Pferden davor, vollgepackt und obendrauf die Familie in warme Pelze gehüllt wie die Russen. Seit einem Monat rennen sie und fliehen vor den Angreifern. Angeblich sind es Russen, Polen oder Preußen. Dafür fehlt uns zwar jeder Beweis, aber es ist für uns schon eine kleine persönliche Genugtuung. Die Züge verkehren wie noch nie und transportieren Truppen, Waren und Flüchtlinge. In KdF begegnen sich Züge mit Flüchtlingen aus dem Westen und aus dem Osten. Das ist der Anfang des Zusammenbruchs.

Nun eine kurze, wahre Geschichte: Bei ihrer Abreise aus Litzmannstadt schlachten polnische Flüchtlinge ihr Schwein, verpacken es ordentlich in Tücher und verstauen es im Gepäck auf dem Wagen. Aber – Welch ein Pech! – unterwegs stirbt die Großmutter. Was tun? Sie wird in ein Tuch gewickelt und neben das Schwein gelegt, um sie nach der Ankunft zu beerdigen. Eines Morgens – große Enttäuschung! – das Schwein ist weg, und die Oma mit ihm! Man stelle sich das Gesicht der Diebe vor, als sie das Bündel öffnen!

2.3.1945 – Seit über einem Monat hinke ich und kann keine Schuhe anziehen. Das stört mich sehr, denn ich muss immer langsam gehen wie ein alter Mann, kann nicht Fußball spielen oder losgehen, um Geschäfte zu machen. Dabei wird es langsam Zeit, denn meine Lebensmittelvorräte werden von Woche zu Woche kleiner. Zum Glück haben wir die Kartoffeln aus den Mieten der Bauern. Ich kann nicht hin, aber Jacques geht für uns beide. Dummerweise lässt er sich erwischen und muss drei Tage Zwangsarbeit leisten.⁵³

8.3.1945 – Ich erhalte eine erste Nachricht aus Balaives vom 2. Oktober 1944. Sie ist zwar nicht neu, aber sehr tröstlich.

Wieder und wieder habe ich mir die Frage gestellt, was beim Rückzug der Deutschen und beim Vormarsch der Amerikaner wohl aus meiner Familie geworden ist. Oft habe ich an den unterirdischen Bunker in Rapiau gedacht, von dem mein Vater mir erzählt hatte.⁵⁴

Ich habe den Brief sofort beantwortet. Es war der vierte Brief, den ich seit Weihnachten nach Hause geschrieben habe.

Ich lese zur Zeit ein sehr interessantes Buch: „Die Wissenschaft bricht Monopole“ von A. Zischka.⁵⁵ Es handelt von den wichtigsten Monopolen (Gummi, Baumwolle, Benzin, Metall) und der Überlegenheit von Ersatzstoffen, die das Ende der Monopole bedeuten. Ich habe ein sehr interessantes Kapitel über Kunststoffe gefunden. Dieser deutsche Autor meint, wenn man das 19. Jahrhundert als das eiserne Jahrhundert bezeichnet, könne man das 20. als das Jahrhundert der Kunststoffe bezeichnen.

12.3.1945 – Ich habe sehr interessante Gespräche mit einem italienischen Hauptmann, 23 Jahre alt, Militärinternierter, Architekt und ungemein gebildet auf allen möglichen Gebieten, der in Afrika gelebt und gekämpft hat, auf dem Balkan und in Russland, also ein erfahrener Mann, kein unbeschriebenes Blatt.

Er erzählt uns ganze Nachmittage von Schlachten, an denen er teilgenommen hat – und von anderen – und zwar mit Karten und vielen Details – über Kunst, Musik, Naturwissenschaft und Religion. Er bekennt sich gegen den katholischen Glauben oder besser: bewegt sich an dessen Rand, und da habe ich ziemlich ähnliche Ansichten. Besonders das Alte Testament verwirft er als Fabeln, und auch das Neue scheint ihm zweifelhaft, und zwar in allen Fragen. In der katholischen

Religion gibt es zwar den freien Willen, aber es gibt keinen Beweis für die Existenz des freien Willens. Deswegen ist die Grundlage der Religion falsch.

15.3.1945 – Beim Transport [im Original] arbeiten etwa zehn italienische Offiziere, die Badoglio [im Original]. Aber: Wer würde sie für Offiziere halten? Sie tragen Lumpen, sind schmutzig, erbärmlich, unrasiert und hohläugig. Sie sind diese harte Arbeit nicht gewöhnt und leiden unter den Entbehrungen in ihrem Lager. Die Deutschen ließen sie ohne Pause arbeiten, aber sie weigerten sich. So verringerte man ihre Nahrung von Tag zu Tag, bis auf einen Liter Suppe pro Tag.

Für einen Franzosen, der in Frankreich geblieben ist, muss das völlig unvorstellbar sein, aber hier, was sieht man hier nicht alles! Dies sind Leute der italienischen Elite, herumkommandiert von deutschen Schwachköpfen, die früher Handlanger waren und sie mit Gebrüll und Fausthieben traktieren! Für diese schlechts [im Original] ist es sicher eine Genugtuung, Offiziere so zu behandeln; es ist wohl so etwas wie soziale Rache.

20.3.1945 – Die Ereignisse beschleunigen sich: Brückenkopf über den Rhein. Täglich Alarm. Im Schnitt vier am Tag. Immer schlechtere Ernährung. Nur noch zwei Kilo Brot pro Woche. Die Arbeitszeit verringert sich auf 48 Stunden in der Woche. Man spricht von 40 Stunden. Möglich und sehr reizvoll! Die Hälfte der Franzosen aus Kaffee sind nach Gifhorn gekommen und arbeiten im Flugzeuglager. Die Fabrik ist leer, die Zimmer auch, aber ich habe Glück und kann bleiben. In dieser Zeit, wo die Versorgung schwierig ist, bleiben mir noch we-

nige Vorräte: Nudeln, Konservendosen, Zucker (den gibt es schon seit zwei Monaten nicht mehr), Linsen, Honig, ein Paket Knäckebrot, Speck, Fett, Gauloises, amerikanische Zigaretten, grauer Tabak und Schokolade. Dazu etwa 25 Kilo Kartoffeln, die jeden Tag verschwinden können, bei den vielen Besuchen, die wir von den Deutschen in unseren Zimmern bekommen (gegen unseren Willen). Ich hoffe, mit all dem die Zeit zu überbrücken ... bis zum Ende des Krieges!

23.3.1945 – Ein wahres Sommerwetter. Man kann die Knospen springen sehen. Ich habe vor, schöne Stunden in der Natur von Kaffee zu verbringen, in den Momenten der Freiheit, die uns nun gewährt sind. Welch ein herrlicher Palmsonntag! Die Sonne strahlt, kein Wind, alles grünt, und die Vögel flöten. Wir spielen Fußball auf dem Platz: Holländer, Belgier, Italiener, Franzosen, Russen, und wir verstehen uns gut!

Die großen Tannen und die weißstämmigen Birken, die den Platz umgeben, sorgen für ein schattiges Eckchen. Dort sitzen in kleinen, bunten Gruppen junge Russinnen und singen im Chor, begleitet von Gitarre und Mandoline. Und weit entfernt die deutschen Mütter mit ihren weißen Kinderwagen, die Zwölfjährigen oder die jungen Mädchen – sie wagen es nicht, dem Sonntagsvergnügen zu nahe zu kommen: das Lager der Ausländer.

Am Abend liege ich auf einer Decke und genieße Phoebus letzte Strahlen, neben mir meine russische Freundin, die nette Natascha. Wir unterhalten uns wie alte Brüder in der Sprache, die für uns die gemeinsame geworden ist: „Le petit Deutsch“ (eine Mischung aus Deutsch, Russisch, Französisch und Gesten). So verstehen wir uns glänzend.

24.3.1945 – Als ich morgens zur Toilette gehe, höre ich einen ungeheuren Lärm am Himmel, der näher kommt. Ein neues, unbekanntes Geräusch. Ich blicke auf, und genau in diesem Moment fliegen zwei Flugzeuge, rasend schnell und laut, über die Fabrik. Der Typ war mir ganz und gar unbekannt. Ist das die neue Waffe, die den Lauf des Krieges wenden soll?⁵⁶ (Was ich damals sah, waren zwei der ersten Düsenflugzeuge).

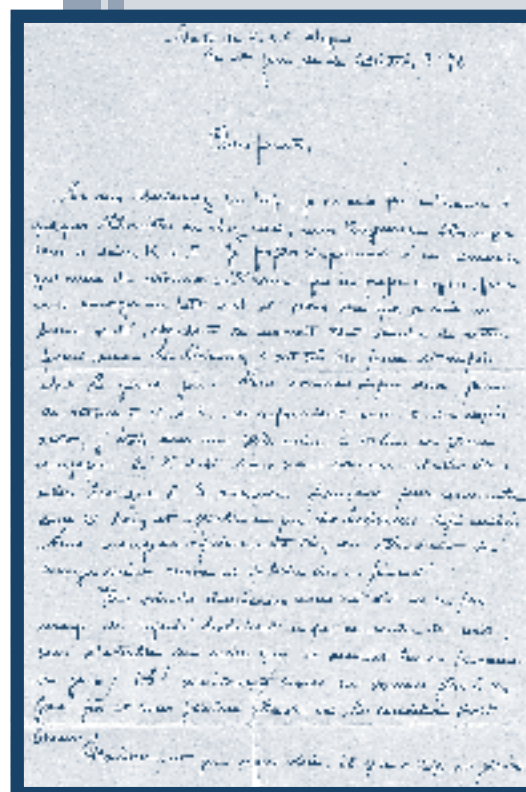
25.3.1945 – Heute morgen große Übung des Volkssturms mit Angriffen etc. Ich sehe Hitlerjungen im Alter von 12 Jahren oder älter, die sich bedenkenlos neben ihren großen Brüdern verausgaben. Die Deutschen sind wirklich ein erstaunliches Volk!

Übungen mit Panzerfäusten auf eine Eisentür nahe bei unserem Lager. Auf 30 Meter haben zwei von fünf Versuchen getroffen. Die anderen flogen zu hoch oder zu weit seitlich. Es ist Ende März, April. Wo sind sie? Das ist die Frage, die sich alle wieder und wieder stellen. Sie kommen näher. Wir beraten die Lage und versuchen, aus den vielen Gerüchten die Wahrheit herauszuziehen. Es ist ein großes Ereignis. Man kann nicht mehr schlafen, nicht einmal mehr arbeiten. Flugzeuge fliegen hin und her, schießen, bombardieren. Wir haben abertausend Pläne für die Abfahrt, die Reise, die Ankunft. Die Vorräte werden aufgebracht. Wozu das Zeug aufheben? In ein paar Tagen sind sie da, und dann geht's heim. Aber, wo sind sie?

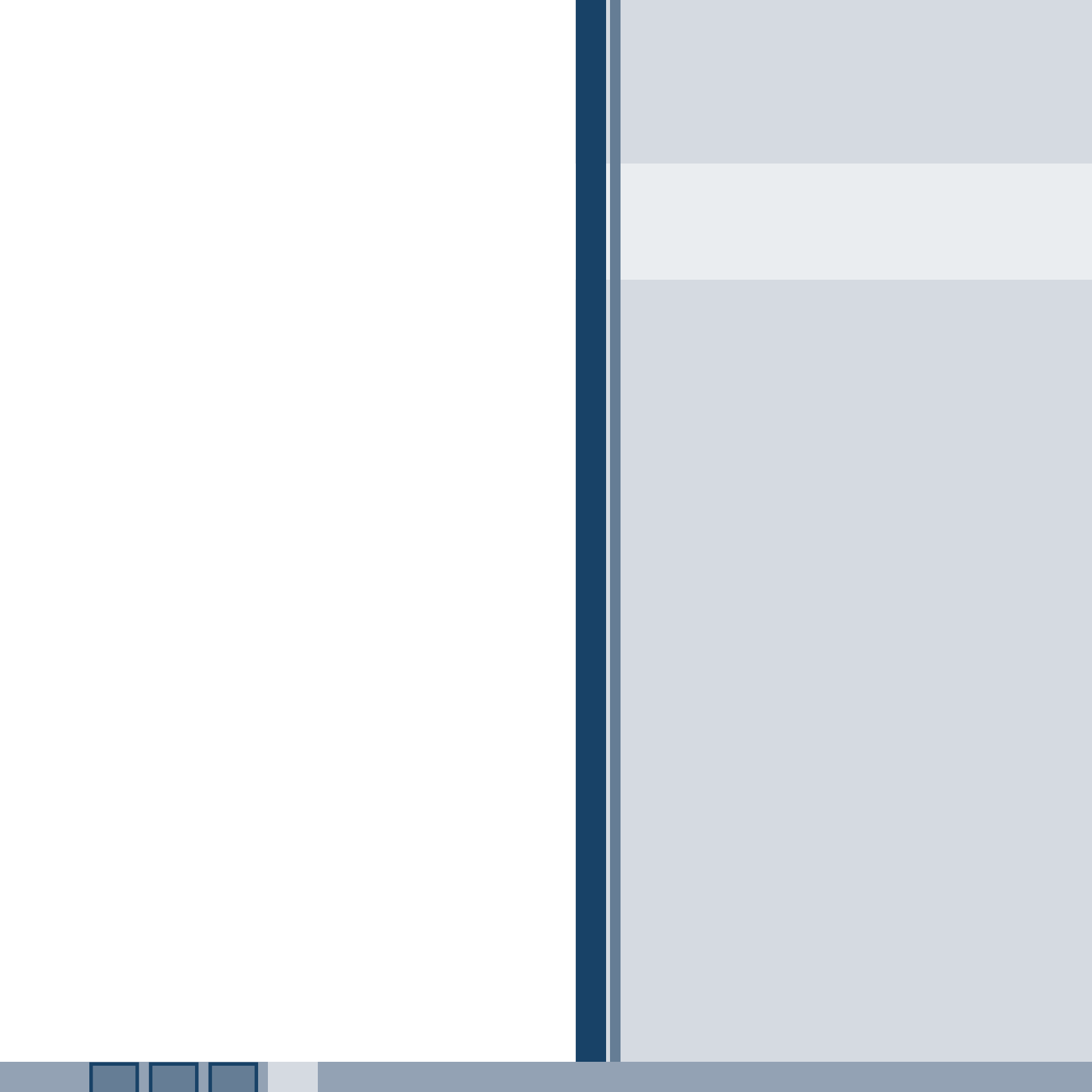
Die Deutschen sind am Boden zerstört. Unsere Arbeit kann man kaum noch als solche bezeichnen. Die Maschinen werden sabotiert. Man baut ein wichtiges Teil aus und nimmt es mit. Aber sie könnten sich wehren, und das wäre gefährlich für uns. Angeblich haben die Alliierten Hannover erreicht.

4.4.1945 – Große Freude: 40 Panzerfäuste kommen in die Fabrik. Braunschweig wird zur Festung erklärt. Was werden sie mit uns machen? Hoffentlich kommen sie vorher. Aber wo sind sie?

Bei all diesen Ereignissen vergesse ich Natascha ein wenig. Welche Katastrophe! Die arme Kleine war überzeugt, ich würde sie mit nach Frankreich nehmen. Als ich ihr sage, dass ich nicht daran denke, welche Verzweiflung! Welche Tränen!



Brief an die Eltern am
„Tag der Befreiung“,
11. April 1945



Periode IV: Frühjahr, Befreiung und Heimkehr, 8. April bis 15. Mai 1945

Sonntag, 8. April – Die Front rückt näher. Ein Gerücht jagt das nächste. Bei Gifhorn steigen Rauchsäulen auf. Vermutlich Sabotage der Erdölpumpen. Luftkämpfe. Auf den Straßen ein Gewimmel von Wagen, Lkw und Soldaten auf Fahrrädern. Mein Tiroler-Rucksack ist startklar. Nur das Nötigste an Kleidung, aber Vorräte wie Fleischkonserven, Milch, Fett, Zucker, ein paar Kekse. Egal was passiert, ich will bereit sein, um während, vor oder nach den Kämpfen nach Hause aufbrechen zu können.

10. April – Strahlendes Wetter. Den ganzen Tag hört man die Geschütze. Alle Deutschen sind betrunken. Kolonnen von Soldaten ohne Gewehr und Verwundete ziehen vorbei. Ein wildes Chaos. Wann ist es soweit?

10. April – Abends: Artilleriebeschuss in der Nähe. Beeindruckend. Die ganze Nacht weiterhin Bomben auf Braunschweig. Ständig ziehen Truppen vorbei.



Die Bauern von Neindorf bringen uns Verpflegung

11. April – 9.00: Amerikanische Jagdbomber über den Baumwipfeln. Man hört, KdF sei besetzt. Hier sind sie inzwischen bis Barnstorf vorgedrungen. Das liegt hinter dem Wald. Wir packen singend unsere Sachen fertig. Deutlich hört man Maschinengewehrsalven. Sie müssen jeden Moment hier sein. Die Granateinschläge kommen immer näher.

11. April – Nachmittags: Totale Stille. Strahlendes Wetter. Die Zeit des Friedens ist zurückgekehrt. Nur von Zeit zu Zeit schwere Explosionen. Die Autobahnbrücken werden gesprengt.

Um 14.00 Uhr bekommen wir von Bauern Specksuppe und ein Stück Brot. Wir verstehen nicht, was in sie gefahren ist.

Um 15.00 Uhr gibt es Großalarm. Wir müssen evakuieren. Also, auf zum Gefecht. Ich beschließe, mich mit Georges Chauvineau im Gebüsch zu verstecken, aber Gewehrschüsse im Wald geben uns zu denken.

15.30 Uhr. Gegenbefehl. Allgemeine Freude: Wir bleiben. Sofort werden die Zigaretten und der Fußball herausgeholt. Abend und Nacht sind ruhig.

12. April – Der Himmel ist bedeckt. Alles ist ruhig. Ist der Krieg aus? Wo sind sie? Was tun sie?

12.00 Uhr. 5-Minuten-Alarm, Wiederaufflammen der Kämpfe von allen Seiten gleichzeitig. Wir sind eingekesselt. Kanonen, Bomben, Panzerfäuste, Maschinengewehre, alles gleichzeitig. Sie kommen! Sie kommen!

14.00 Uhr. Die Bauern tauchen wieder auf und bringen uns säckeweise Kartoffeln, das ist der Gipfel!

15.00 Uhr. Sie sind da!! Sie sind da!!

Wir gehen in die Fabrik und holen uns Verpflegung für 10 Tage. Als wir im 1. Stock in der Reparatur sind, ruft jemand: „Die Amerikaner!“

Tatsächlich! Auf der Straße tauchen Panzer, gepanzerte Fahrzeuge und leichte Wagen mit Stern auf. Es gibt keinen Zweifel mehr: Sie sind es! Sofort öffnen sich Fenster und Türen, trotz der Deutschen und trotz Schulz!

Alle klatschen und winken. Sie antworten sehr freundlich. Endlich! Im ganzen Lager ein wahrer Freudenrausch. Sogar der Werkschutz winkt. Der Lagerführer sieht erleichtert aus. Wir sind ihm ewig dankbar, dass er das Lager nicht hat räumen lassen.

Die Deutschen sehen gar nicht so niedergeschlagen aus. Sie haben sie erwartet, und die sind ihnen lieber als die Roten. Auch wir haben sie erwartet, denn seit Mittag lief die Offensive, und wir genießen die Emotionen, die die ferne Schlacht in uns auslöst.

Der Abend wird fröhlich. Am nächsten Morgen hören wir, in KdF hätten die Franzosen den Oberbefehl übernommen, und bewaffnete Kriegsgefangene dienten als Polizei an der Spitze, die in „Zuckerdosen“⁵⁷ fahren.

Wir laufen hin, um das zu sehen, und trauen unseren Augen nicht. Unser Delegierter ist zum örtlichen Kommandanten aufgestiegen. Die französische Polizei patrouilliert mit weißer Armbinde in der Stadt. Über den Lagern wehen nationale Fahnen, während auf der Straße ständig amerikanische Truppen vorbeiziehen. Allenthalben hört man Hurra-Rufe von den vereinten Ausländern. Auch die Amerikaner sind begeistert über soviel Entgegenkommen und werfen mit vollen Händen Zigarren und Zigaretten unter die Leute.

Bald holt ein Lastwagen in Kaffee eine erste Gruppe Franzosen ab. Ich bleibe zunächst noch, auch wegen Natascha, zu Recht, denn es wird eine fantastische, lustige und traurige Nacht, an die ich noch lange denken werde.

Morgens gingen die Kameraden nach Rohde, um ein Geschäft mit Spirituosen, Wein, Regenkleidung, Autoreifen etc. zu plündern. Nachmittags hören wir, dass am Neindorfer Bahnhof ein Zug mit Paketen steht, über den sich die Russen hergemacht hätten. Das ganze Lager rennt hin. Es entsteht ein wildes Gewirr von Armen, Beinen, Kartons und Papier. Die Pakete werden geöffnet und auf dem Bahndamm geworfen. Alle stürzen sich darauf, reißen alles auseinander, suchen aus, lassen liegen, schwitzen, schreien, prügeln sich und plündern! Wir finden hauptsächlich Lebensmittel.



Ein Kontingent Franzosen, neu eingekleidet, fährt von Neindorf (Kaffee) in die Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben, 12. April 1945

Nach einiger Zeit habe ich genug von diesen Aktivitäten und verdrücke mich. Die anderen wühlen weiter, vor allem die Russen, die sich neu einkleiden wollen.

Wir kommen spät heim und bereiten uns ein kräftiges Essen mit Konserven und Wein. Bei Einbruch der Nacht, als wir gerade zwei „Häftlinge“ aus Buchenwald aufgenommen haben, kommen ein russischer Kriegsgefangener und ein italienischer Offizier und warnen uns vor den Bauern, die noch immer bewaffnet sind. Wir beschließen, eine Wache aufzustellen, und ich werde zum Oberhaupt der Franzosen gewählt.

Stündlich wird die Lagerwache abgelöst. Insgesamt sind zwölf Männer und drei geladene Revolver im Einsatz. Die anderen neun Leute haben Jagdgewehre ohne Patronen, und wir fragen uns, ob wir lachen oder ernst bleiben sollen.



**Die 7/1 in ihrem Glanz:
Das ist das schöne Leben!, 12. April 1945**

Chauvineau jedenfalls nimmt drei Hitlerjungen fest, durchsucht sie und beschlagnahmt ihre Zigaretten. Sie hatten ziemliche Angst. Wir rüsten gerade unser Zimmer für ein Tanzfest um, als es plötzlich Alarm gibt. Einige Waggons stehen in Flammen. Was tun? Schließlich raffen wir uns auf und gehen zum Löschen, die Hände in den Taschen. Zwei Wagen brennen bereits. Wir koppeln sie vom übrigen Zug ab, und im trüben, flackernden Licht, das Fabrik und Bahnhof erhellt, kümmern wir uns um Hunderte von zerfetzten Paketen, die auf dem Bahndamm liegen. Bei dem Licht kommen die Russen auf ihre Kosten, und es wird wieder geplündert.

Die Waggons sind voll mit Munition und können jeden Moment in die Luft fliegen, und wir befinden uns in umkämpftem Gebiet. Welche Folgen wird diese Geschichte haben?

Zuerst wollen wir uns im Morgengrauen aus dem Staub machen, aber schließlich kommen wir zur Ruhe und warten ab. In Lastwagen werden wir nach KdF gebracht. Wir wohnen im Lager 7 und sehnen uns nach Kaffee. Aber am nächsten Tag wird der Sektor geplündert, und wir statten unser Zimmer aus. Auf der einen Seite befindet sich die Küche mit Küchenschrank, Herd mit allem Drum und Dran und ein Tisch mit Tischtuch. Auf der anderen Seite das Wohnzimmer mit rundem Tisch, Sofa, Sessel, Radio, Blumen etc. Es ist richtig gemütlich und gefällt uns sehr. Viele besuchen uns und bewundern unsere Einrichtung, und wir empfangen unsere Gäste wie in Frankreich. Wir haben ein komplettes Teeservice und bieten Tee an (englischen übrigens) mit amerikanischer Milch, französischem Gebäck und deutschem Zucker. Zu Hause in Frankreich werden wir solchen Luxus nicht haben

und bestimmt nicht so üppige Mahlzeiten.⁵⁸ Wir haben Milch, Eier, Marmelade, Brot und Konservendosen. Wir essen Gans und haben sogar ein Schwein ergattert und zwar bei einer denkwürdigen Expedition.

Mit 13 Leuten und einem Handwagen dringen wir in einen Bauernhof ein und beschlagnahmen im Namen Frankreichs zwei Schweine von 80 Kilogramm.⁵⁹ Geschlachtet wird im Pferdestall, dann ziehen wir ab. Die Bäuerin heult hinter uns her. Ich musste mich um die Verwurstung kümmern und bereitete eine Pastete nach einem Rezept aus Cozes zu.

Fast jedes Zimmer verfügt über einen Telefonapparat, zwei Fahrräder oder Motorräder und manchmal sogar ein Auto. Fast alle sind wir neu eingekleidet, entweder in Zivil oder in Uniform. Wir rauchen, soviel wir wollen, Zigaretten, Tabak, Zigarren. Die Lagerbüros, die deutschen Dienststellen, die Post, die Cianetti-Halle, die Gaststätte und fast alle Geschäfte werden geplündert, zuerst von denen, die Möbel oder Lebensmittel brauchen, dann kommen die Zerstörer, die aus Spaß alles kurz und klein schlagen. Fenster, Vasen, Papier, Schreibtische – alles geht zu Bruch und liegt dann verstreut auf den Wegen des Lagers herum. Es ist fast beschämend, dies zu sehen, wenn es nicht Deutsche wären, gegen die sich im Laufe mehrerer Jahre wilde Rachegelüste aufgestaut hatten, bei den Russen noch viel stärker als bei den Nationen des Westens.

Zwei Wochen leben wir so, zwei Wochen Schlemmerei und Nichtstun. Was für ein Arbeitsdienst: Aufstehen um 10.00 Uhr, Mittagessen um 15.00 Uhr, Schlafengehen um 23.00 Uhr, die reinsten Ferien!

Die Kriegsgefangenen sind weg, natürlich überglücklich, denn darauf warteten sie seit über fünf Jahren. Wir, die Zivilen, warten auf einen späteren Tag. Wie werden wir reisen? Im Zug? Im Lastwagen? Im Flugzeug? Wer weiß?! Aber bis dahin machen wir es uns hier bequem. Jeden Tag gibt es wahre Festmähler. Heute, am 25. April, zum Beispiel: Kalbskopf mit Vinaigrette-Sauce, gebratene Kalbskoteletts, Grießbrei mit Rum bis zum Abwinken. Heute abend gibt es Suppe, Schweinebraten, Kartoffelbrei und wieder Grießbrei!!

Gestern haben wir ein Kalb geschlachtet, und ich musste Magen und Füße zubereiten wie in Cozes. Morgens gibt es Milchkaffee, Brot mit Butter und Marmelade.

Gestern gab es nochmal ein Fußballspiel gegen die russischen Gefangenen. Wir haben 4:0 gewonnen. Jeden Abend wird bei den Russen und den Polen getanzt. Es ist sehr voll, die Musik undeutlich, aber man tanzt oder besser, schubst sich und tritt einander auf die Füße. Aber egal, alle sind zufrieden. Für den 1. Mai verspricht man uns einen internationalen Ball in der Cianetti-Halle. Psst! Was das wohl wird??

Natascha ist in unser Zimmer eingezogen. Im Moment macht sie gerade große Wäsche für alle Zimmergenossen. Sehr interessant! Sie hat innerhalb von zwei Tagen Radfahren gelernt. Welch ein Spaß, aber mit wie vielen Stürzen! Und blutigen Schrammen! Es ist höchst amüsant, die Russen und Russinnen beim Radfahrenlernen zu beobachten. Sie benutzen die unmöglichsten Räder, sogar ohne Bereifung. Sie haben noch nie so viele gesehen – und liegen alle 10 Meter auf der Nase. Es ist zum Totlachen!

1. Mai – Internationaler Ball in der Cianetti-Halle. Der Saal ist mit den Farben der Alliierten geschmückt. Die russischen Kriegsgefangenen haben ihr Väterchen Stalin nicht vergessen. Sein riesiges Porträt beherrscht das Fest. Toast der befreundeten Nationen, die von zwei Kameraden repräsentiert werden, dann wird den ganzen Nachmittag getanzt. Da kommt Stimmung auf! Der riesige Cianetti-Saal ist voll. Alle wollen dabei sein. In der Mitte ist ein Podest, auf dem das Orchester „France“ spielt, verstärkt von Musikern anderer Nationen, vor allem Russen. Ein unvergesslicher Moment!

2. Mai – Ein weiterer Tag unseres kleinbürgerlichen Lebens endet mit einem Abendspaziergang. Wir suchen Maiglöckchen in den Wäldern um KdF.

Am Abend dieses 2. Mai erhalten wir die Nachricht, dass für den nächsten Tag unsere Abreise vorgesehen ist. Die Koffer springen auf, leeren sich, füllen sich wieder. Die Schränke leeren sich, die Betten dagegen nicht. Das Wohnzimmer verwandelt sich in einen riesigen Müllplatz. Egal, wir fahren morgen. Der Augenblick, den wir seit zwei Jahren ersehnt haben, ist da! Und dennoch trotz der allgemeinen Freude ist jemand in Tränen aufgelöst. Sie wird weinen bis zu meiner Abreise ... und vielleicht noch danach.

Sie wollte mit mir nach Frankreich ziehen, mich nicht verlassen. Nichts zählte mehr für sie, weder ihr Land noch ihre Schwester, nicht einmal ihre Mutter – wo waren sie überhaupt geblieben? Aber trotz allem: Ich habe sie nicht mitgenommen.

Im Zug auf der Rückfahrt gibt es viele Russinnen und Polinnen, die mit Franzosen verheiratet sind oder auch nicht. Viele der Franzosen sind zu Hause bereits verheiratet und haben sogar ein Kind. Dennoch bringen sie eine Fremde mit! Was werden diese jungen Mädchen in Frankreich machen? In Deutschland unter den besonderen Umständen war diese Liebe möglich. Aber wenn diese Männer erst ihre Familie, ihre Stadt, ihre Gewohnheiten wiederfinden, was wird dann aus ihrer Liebe werden, aus den sentimentalischen Versprechen in Deutschland und aus den Gefühlen, die man dort hatte?



Befreiung!
Die Trikolore weht
über dem Lager,
3. Mai 1945

3. Mai – Heute um 19.00 Uhr beginnt die Heimreise. Wir versammeln uns am Bahnhof. In Wirklichkeit stehen wir auf einem Weg des Lagers in Höhe der Sparkasse, so lang ist die Schlange der Wartenden. Dort warten wir auf den Zug, der nicht kommt. Gewaltige Feuer erleuchten die ganze Nacht, mal hier, mal da. Mit Schränken, Tischen, Schreibtischen und Hockern der Kreissparkasse wird ein Freudenfeuer angezündet. Ich verbringe die letzten Augenblicke mit der weinenden Natascha.

4. Mai – Morgens um 7.00 Uhr endlich steigen wir in einen offenen Kohlenwagen. Wir verlassen KdF „fast“ ohne Bedauern. Es gibt rührende Abschiedsszenen von all den kleinen Mädels, die einen Franzosen geliebt haben.

Mit dem Wohnzimmerteppich und ein paar Stühlen machen wir es uns gemütlich und sehen die hannoversche Landschaft vorbeifliegen.

Bemerkenswert ist vielleicht, dass der amerikanische Lokführer mit einem Maschinengewehr aus seiner Lokomotive auf Rehe schießt wie im Wilden Westen.

Wir fahren durch Hannover, wo kein Stein mehr auf dem anderen steht. Nichts als Ruinen. Die Straßen sind nur noch Steinhäufen mit einem engen Pfad in der Mitte. Das Leben hat diese Gegenden verlassen. Alle deutschen Städte bieten denselben Anblick. Das ist wirklich verbrannte Erde. Später wird man die Ruinen von Deutschland besichtigen, wie man heute Carthago oder Pompeji besucht.

Wir fahren durch Minden, Herford und Bielefeld und kommen Sonntagmittag in Münster an. Der Zug hält oft, denn die Strecke ist nur notdürftig wiederhergestellt und führt über

tiefe Bombenrichter. Oft müssen wir Truppen-, Munitions- oder Verpflegungszüge vorbeilassen, denn der Krieg ist noch nicht vorüber. In den großen Bahnhöfen wird unsere Lok zum Rangieren eingesetzt und anschließend wieder an unseren Zug gekoppelt.

Die ganze Fahrt über haben wir Steine im Wagen, die wir im Vorbeifahren nach den Deutschen werfen. Vorher grüßen wir sie mit lautem „Heil Hitler“. Alle winken ab und lachen. Einige heben instinktiv den Arm – und lassen ihn schnell wieder sinken. Kinder bewerfen uns mit Steinen, und wir werfen munter zurück.

Hinter Hannover plündern wir die ersten Hühnerställe und jagen nach Hühnern, Gänsen und Kaninchen, denn wir bekommen keine Verpflegung. Die entsetzten Eigentümer tauchen auf, ziehen sich schnell wieder zurück und wagen nicht, sich zu verteidigen. Das ist auch besser so.

Zwei Gartenhäuser werden vorsätzlich angezündet, dabei hätten wir uns diesen Akt der Barbarei eigentlich sparen können. Schließlich hat unser Volk nicht dieselbe Kulturstufe wie die Nation, die wir gerade verlassen.

Hinter Münster verpflegt uns De Gaulles französische Armee. Ein paar Stunden später geht es weiter. Wir fahren über Krefeld, Mönchengladbach und überqueren bei Nacht die Siegfried-Linie. Bei Sonnenaufgang sind wir in Holland. Unterwegs haben wir auf einer provisorischen Brücke die Weser überquert. Die alte Brücke lag gesprengt im reißenden Fluß. Dort habe ich Bombenrichter von gut und gern 25 – 30 Metern Durchmesser gesehen. Die Waggonen waren dagegen winzig.

Im Morgengrauen überquerten wir den Rhein bei Wesel auf einer ebenfalls provisorischen Brücke. Vielen von uns war das gar nicht geheuer. Gleich hinter der Brücke war ein Lager mit ca. 80 000 deutschen Kriegsgefangenen. Sie standen im 20 Zentimeter hohen Schlamm ohne Schutz vor Regen und Wind und versuchten zum Teil, sich mit den Händen oder mit einem Löffel ein schützendes Erdloch zu graben.

In Holland feiert man den Geburtstag der Königin. Überall wird man mit dreifarbigem oder orangenen Fahnen empfangen. Ein sauberes, sehr fröhliches Land. Wir kommen nach Maastricht, dann nach Belgien. Dort bereitet man uns einen ganzen Tag lang einen unvorstellbaren Empfang. An allen Fenstern weht neben der belgischen die französische Fahne. Schon von weitem winken uns alle freundschaftlich zu, und überall hört man: „Vive la Belgique, vive la France, vive De Gaulle!“ Unser Zug trägt sogar zu diesem Triumph bei. Er ist offen und dekoriert mit Blumen, Inschriften, Transparenten und Fahnen. Alle stehen und winken wie von Sinnen.

In Lüttich bekommen wir Brot von der Bevölkerung, dieses schöne weiße Brot, das wir seit der Zeit vor dem Krieg nicht mehr gesehen hatten.

In Namur empfängt uns eine riesige Menschenmenge auf dem Bahnhofsplatz. Wir bekommen eine Mahlzeit vom belgischen Roten Kreuz, und junge Mädchen bringen uns Zigaretten.

In der Nacht erreichen wir Jeumont, die erste französische Station, genau am 8. Mai, dem Tag des Waffenstillstandes. Wir sind ganz überrascht, uns in Frankreich wiederzufinden. Sofort fahren wir nach Maubeuge in das zentrale Büro für Wiedereingliederung. Dort gibt es Verpflegung, und früh am nächsten Morgen beginnt man mit den Formalitäten:

Identität, Dusche, ärztliche Untersuchung, Proviantausgabe, alles gut organisiert genau richtig für Jungs wie uns, übermüdet und daher etwas abgestumpft.

Am nächsten Tag, Dienstag gegen Mittag, starten wir, Trennung von allen Kameraden, den Freunden in der Gefangenschaft, die besten, die man haben kann.

In Aulnoye steige ich zusammen mit ein paar Männern aus den Ardennen in einen Zug nach Hirson. Von da aus fahren wir nachts mit einem amerikanischen Güterzug weiter nach Metz. Wir schlafen nicht und betrachten die Landschaft. Auf der Höhe von Charleville wird der Zug langsamer, und wir nehmen die Gelegenheit wahr, springen mitsamt Gepäck ab und gehen zum Bahnhof. Auch dort wird uns ein herzlicher Empfang durch die Nachtwache zuteil (einige ehemalige Schulkameraden und Kollegen). Um 6.19 Uhr fährt der Omnibus in Richtung Boulzicourt und Balaives.

Ich gehe mit meinem Rucksack durch den Wald, glücklich, die Landschaft meiner Jugend wiederzusehen, aber sehr beunruhigt über das, was mich zu Hause erwartet. Fast ein Jahr lang war ich ohne Nachricht. Was war aus meiner Familie und aus meinem Dorf geworden, nachdem der Krieg darüber hinweggezogen war? Auf der Höhe der Côte d'Eva sehe ich Balaives, unversehrt. Das ist schon mal gut, nur: Was ist mit meiner Familie? Im Dorf treffe ich niemanden. Zu Hause ist meine Mutter völlig überrascht, dass ich schon da bin. Die ganze restliche Familie ist nach Charleville gefahren, um mich auf mein Telegramm hin mit dem Holzvergaserwagen abzuholen. Sie hatten mich natürlich nicht gefunden.

Als alle wieder versammelt waren, herrscht allgemeine Freude. Das Glück ist wieder eingekehrt und alle Angst vergessen. Mutter fragt mich, was sie mir zu essen machen solle. „Eine Milchsuppe und Pommes Frites“, ist die Antwort. Nach dem Essen lege ich mich schlafen und erwache erst am nächsten Morgen in meinem schönen, warmen Bett mit frischem, sauberem Bettzeug.

Jetzt mache ich erstmal Ferien und gewöhne mich langsam wieder an das Leben in Balaives und in Frankreich. Für mich ist dieser böse Traum zu Ende. Ich bin wieder daheim und bringe eine gehörige Portion praktische und menschliche Erfahrungen mit, die mir später nützen werden.

Sechs aus Balaives sind schon wieder heimgekehrt. Es fehlen noch Jean Mamelin, Pahon und Emile Emond. Ihre Familien sind beunruhigt.

Hier endet mein kurzer Bericht über schwere und auch weniger schwere Tage.

Wir wollen hoffen, dass so etwas nie wieder passiert.

Balaives, 15. Mai 1945

Anmerkungen

- 1 Volkswagen Aktiengesellschaft, Historische Kommunikation (Hg.): Erinnerungsstätte an die Zwangsarbeit auf dem Gelände des Volkswagenwerks, Wolfsburg 2014, S. 135–141 und 183.
- 2 Der Kulturverein Neindorf vermittelte den Kontakt zu Jean Baudet, Jacques Le Franc und anderen Zeitzeugen aus Frankreich, der schließlich zur Übergabe der seit dem Juni 1998 in der Obhut des Vereins befindlichen Dokumente, Fotos und Objekte als „Depositum Jean Baudet“ an das Unternehmensarchiv der Volkswagen Aktiengesellschaft (UVW) führte und dort mit der Signatur Z 87, Nr. 1–10 aufbewahrt wird. Frau Reinhild Frey hat die erste Version der Übersetzung der „souvenirs“ besorgt, Magdalene Brüning die Redaktion des Textes mit wertvollen Hinweisen begleitet. Namens der Historischen Kommunikation der Volkswagen Aktiengesellschaft danken die Herausgeber der Historischen Notate dem Kulturverein Neindorf, Frau Frey und Frau Brüning herzlich für ihr Engagement.
- 3 Ein lebensgeschichtliches Interview mit Jean Baudet wurde am 1. September 2000 in Nizza geführt (UVW, Z 89, Nr. 4).
- 4 Die Fotografien, die Jean Baudet zur Illustration seiner Erinnerungen im Text wie im Anhang eingesetzt hat, stammen durchweg aus der Zeit nach der Befreiung der Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben durch die Amerikaner im April 1945. Die in den „souvenirs“ namentlich erwähnten Deutschen sind dokumentarisch in den Unterlagen des Unternehmensarchivs der Volkswagen Aktiengesellschaft nicht nachzuweisen.
- 5 Vgl. Jean Charles: Ceux du TAC. Stadt des KdF Wagens 43 – 45, Bordeaux 1945 (UVW, Z 300, Nr. 168); Gaëtan Bretagne: En attendant la Liberté, Janvier – Mai 1945, Orcet 1995 (UVW, Z 300, Nr. 169); Jacques LeFranc: Mes vingt ans perdus, o.D. [1998] (dt.: Meine verlorenen zwanziger Lebensjahre) (UVW, Z 300, Nr. 167); Georges Gasc: Ma vie de S.T.O. (Service du Travail Obligatoire). 13 Mars au 19 Avril 1945 à la Volkswagen, o.D. (UVW, Z 300, Nr. 168).
- 6 Geschrieben wurde das Tagebuch vor allem in den arbeitsfreien Stunden nach der Nachtschicht, wenn niemand in der Baracke war. Das Schreiben wurde gerade in den ersten Wochen in der Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben begleitet von permanenter Angst vor Durchsuchungen der Baracke durch den Lagerführer und vor den drohenden Strafen, falls der Kalender gefunden würde. Darum hat er sein Tagebuch ständig im Verborgenen gehalten und darauf verzichtet, den Seiten des Kalenders alles anzuvertrauen.
- 7 Vgl. unten, S. 85.
- 8 Vgl. Helga Bories-Sawala: Franzosen im „Reichseinsatz“. Deportation, Zwangsarbeit, Alltag, Bd. 1, Frankfurt am Main; Berlin; Bern 1996, S. 284ff.; Hans Mommsen/Manfred Grieger: Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich, Düsseldorf 1996, S. 713ff.; Ulrich Herbert: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländereinsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Berlin; Bonn 1985, S. 251ff.; Yves Durand: Vichy und der „Reichseinsatz“, in: Ulrich Herbert (Hg.): Europa und der „Reichseinsatz“, Essen 1991, S. 184–199; Bernd Zielinski: Staatskollaboration. Vichy und der Arbeitskräfteeinsatz im Dritten Reich, Münster 1995.
- 9 Bories-Sawala, Franzosen, Bd. 1, S. 298ff.; vgl. unten, S. 84.
- 10 Durand, Vichy, S. 190; Bories-Sawala, Franzosen, Bd. 1, S. 285ff.
- 11 Ebd., S. 246ff.; zur Abfolge der vier „Sauckel-Aktionen“ 1942 – 1944 siehe auch ebd., Bd. 3, S. 130, 175 und 139.
- 12 Vgl. unten, S. 85.
- 13 Vgl. Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 716ff.; Bories-Sawala, Franzosen Bd. 1, S. 285ff.
- 14 Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 718.
- 15 Vgl. unten, S. 84f.
- 16 Zur Errichtung von Verlagerungsbetrieben des Volkswagenwerks und zur Dezentralisation der Produktion in der letzten Phase des Krieges siehe etwa Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 876ff.
- 17 Siehe oben, S. 12; vgl. Ulrike Jureit: Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager, Hamburg 1999, S. 43ff.; Aleida Assmann: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 1999, S. 130ff.
- 18 Daniel L. Shacter: Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit, Reinbek bei Hamburg 1999, S. 496.
- 19 Nach der Besetzung Nordfrankreichs durch die deutsche Wehrmacht gab es in der NS-Führung Bestrebungen, neben dem Elsass und Lothringen auch Teile Nordostfrankreichs dem Deutschen Reich einzuverleiben. Die neue Grenze sollte vom Genfer See zum Unterlauf der Somme verlaufen. Die kriegsbedingt evakuierten französischen Bewohner der Region wurden nach dem Einmarsch der deutschen Truppen daran gehindert, in das abgeriegelte Gebiet zurückzukehren. In zwei Départements dieser „Zone interdite“, Nords und Pas-de-Calais, wurden seit Juni 1940 zwangsweise Arbeitskräfte aus bestimmten Jahrgängen rekrutiert, was als Modell für die spätere Einberufungspraxis zum S.T.O. diente. Erst Ende 1941 hoben die deutschen Besatzungsbehörden die Blockade der Region auf, vgl. Bories-Sawala, Franzosen, Bd. 1, S. 261f. und 286; Hans Umbreit: Auf dem Weg zur Kontinentalherrschaft, in: Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 5/1, Stuttgart 1988, S. 1–345, insb. S. 65ff.
- 20 Résistance bezeichnet die französische Widerstandsbewegung gegen die deutsche Besatzung und die Vichy-Regierung im unbesetzten Teil Frankreichs, siehe etwa Durand, Vichy, S. 195; Bories-Sawala, Franzosen, Bd. 1, S. 305ff.
- 21 „Dann sind wir losgefahren – das war zu Ostern, Ostern 1955, glaube ich (...). Ich hatte an dieser Maschine gearbeitet. Und im Blaumann, so einem, war da dieser kleine Mann und arbeitete an der Maschine, an der ich gearbeitet hatte. Das habe ich also unserem Dolmetscher erzählt, der während des Krieges nicht da gewesen ist, weil er an der Front im Osten war, er wollte es nicht glauben. Ich sagte zu ihm, sehen Sie, der da, der hat während des Krieges die Ausländer unter sich gehabt und wir hatten große Angst vor ihm, er war sehr böse. Also hat er ihn gerufen: „Komm, komm!“, er war nun auch Hilfsarbeiter geworden [lautes Lachen]! (...) Der Dolmetscher (...) konnte es gar

- nicht glauben, er war sehr erstaunt. Das zu erleben, das ist für mich eine phantastische Sache: Die innere Rache, die man spüren kann! Ja, das war 1955.“, Interview mit Jean Baudet am 1.9.2000, S. 31f. (Z 89, Nr. 4).
- 22 Wichtigstes Organ der Überwachung und Kontrolle der ausländischen Arbeitskräfte war neben dem militärischen Abwehrbeauftragten der betriebseigene Werkschutz, der aus dem 1938/3 zur Bewachung des Fabrikbaus abgestellten Sondersturm Volkswagenwerk hervorgegangen war. Die SS-Wache gehörte zur Allgemeinen SS, wurde aber von der Volkswagenwerk GmbH finanziert. Am 1. Januar 1940 wurde die SS-Wache in den Werkschutz überführt. Das Wachkommando hatte Anfang 1942 eine Stärke von 120 Mann und wurde im September 1943 im Zuge der ansteigenden Ausländerbeschäftigung abermals verstärkt. Der Werkschutz war nicht nur für die Sicherheit der Werksanlagen, sondern auch für die Bewachung der Ostarbeiter- und Polenlager, später für die Ausländerlager allgemein zuständig, Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 534ff.
- 23 Die Cianetti-Halle war eine hölzerne Versammlungshalle im „Gemeinschaftslager“, die sowohl „Gemeinschaftsaufgaben“ und Repräsentationszwecken diente als auch für kulturelle Veranstaltungen (Filmvorführungen, Variété- und Operettenaufführungen, Boxkämpfe, Wochenschauen) genutzt wurde. 1938 als Versamlungs- und Kulturbau für die deutschen Bauarbeiter errichtet, erhielt die Halle im Zusammenhang mit der Anwerbung italienischer Arbeitskräfte ihren Namen nach Tullio Cianetti, dem Vorsitzenden der „Confederazione Fascista dei Lavatori dell' Industria“ (CFLI), mit dem Robert Ley als Chef der Deutschen Arbeitsfront (DAF) die Verabredungen zum Einsatz italienischer Arbeiter beim Aufbau von Stadt und Werk getroffen hatte, ebd., S. 283ff.
- 24 Den ausländischen Arbeitern war es möglich, Postverkehr mit ihren Angehörigen zu unterhalten, solange Postverbindung in die besetzten Gebieten bestand. Zivilarbeiter durften ohne Beschränkung Briefe und 1-Kilogramm-Päckchen sowie maximal jeden zweiten Monat ein 20-Kilo-Paket erhalten. Allerdings unterlagen die Briefe einer Vorzensur in den Lagern und einer Zensur durch „Auslandsbriefprüfstellen“ (ABP). Die umfangreichen Postmengen wurden stichprobenartig kontrolliert und auf Geheimtinten untersucht. In den weitaus meisten Fällen wurde der von der ABP beanstandete Briefe einbehalten, ohne dass Absender oder Adressat etwas davon erfuhren; vgl. Herbert, Fremdarbeiter, S. 285f.; Bories-Sawala, Franzosen, Bd. 2, S. 66ff.
- 25 Das Lager 18 auf dem Werksgelände war ein betriebliches Straflager mit je einer Abteilung für Männer und Frauen. Strafarbeiten, Prügel oder der berüchtigte „Strafbunker“ waren dort die Regelsanktionen, Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 733f.
- 26 Das Lager 21, ein Arbeitserziehungslager der Gestapo, war als Straflager für die Reichswerke Hermann Göring in Watenstedt errichtet worden. Die Inhaftierten wurden dort zwischen 21 und 60 Tagen unter härtesten Bedingungen eingesperrt und mit drakonischen Maßnahmen bestraft. Den Insassen wurde in der Mehrzahl der Fälle „Arbeitsunwilligkeit“ oder „Arbeitsbummelei“ vorgeworfen. Sie mussten schwerste körperliche Arbeit leisten und waren dabei dem Hunger und zusätzlichen Repressalien ausgesetzt. Der Holländer Gerriet de Vries notierte im August 1943 in seinem Tagebuch über die Rückkehr von 40 Verhafteten aus dem Lager 21: „Heute sind die Jungs aus dem Straflager zurückgekommen. Sie sehen aus wie, ja wie wohl? Man kann es nicht beschreiben. Sie dürfen sich nicht darüber auslassen, was sie mitgemacht haben, aber ihr Äußeres sagt alles.“ Sie wurden „andere Menschen in diesen drei Wochen.“, vgl. Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 734ff.; Gabriele Lotfi: KZ der Gestapo. Arbeitserziehungslager im Dritten Reich, Stuttgart 2000, S. 75ff.; Gudrun Pischke: „Europa arbeitet bei den Reichswerken“. Das nationalsozialistische Lagersystem in Salzgitter, Salzgitter 1995, S. 243ff.
- 27 Vgl. dazu die Meldung des Lagerleiters der „Petain-Jugend. JOFTA“ vom 20. Oktober 1943, die Jean Baudet ausdrücklich der Disziplinargewalt der französischen Verantwortlichen in der Stadt des KdF-Wagens unterstellt und damit der Bestrafung durch den Werkschutz entzieht, siehe unten, S. 84.
- 28 Eine Form, sich dem Dienst in der STO zu entziehen, war das „réfractariat différé“, die Flucht aus Deutschland oder die Entscheidung der Heimaturlauber, nicht an ihren Arbeitsplatz in der deutschen Industrie zurückzukehren. Die Quote der STO-Verweigerer war hoch: In der Zeit von Anfang bis Mitte 1943 kehrten von insgesamt 46 418 Urlaubern 19 638, also 42,3% nicht nach Deutschland zurück. Vom 15. Juli bis Ende August 1943 waren es 34 140 Arbeiter, von denen 28 718 (84%) in Frankreich blieben; vgl. Bories-Sawala, Franzosen, Bd. 1, S. 314f.; ebd., Bd. 2, S. 319ff.; Herbert, Fremdarbeiter, S. 309ff.
- 29 Die unzureichende Versorgung der ausländischen Arbeiter, vor allem der „Ostarbeiter“ und der sowjetischen Kriegsgefangenen, sorgte für einen regen Tauschhandel, an dem sich auch Deutsche beteiligten. Ging es Ostarbeitern zumeist um die Aufbesserung ihrer miserablen Ernährungssituation, konnte der Tauschhandel auch dazu dienen, ansonsten unerreichbare Artikel zu erhalten. Je schlimmer die Mangelsituation in den Lagern wurde, desto begehrt wurden Schwarzmarktwaren. Die Polizei hatten wegen des Tauschhandels und des Schwarzmarkts Sicherheitsbedenken, da viele Deutsche auf diesem Wege direkten Kontakt mit ausländischen Arbeitern hatten. Deshalb kam es gelegentlich zu rigoroser Verfolgung; vgl. Herbert, Fremdarbeiter, S. 296ff.; Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 751f.
- 30 Die Errichtung des Volkswagenwerks in der Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben wurde tatsächlich ohne jegliches Kapital aus den USA, sondern im Wesentlichen durch Staatskredite und Vermögenswerte der Deutschen Arbeitsfront finanziert, die sich u.a. aus dem beschlagnahmten Vermögen ehemals gewerkschaftlicher Unternehmen bediente, Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 203ff.
- 31 Pietro Badoglio (*28.09.1871 in Grazzano Monferrato bei Alessandria, † 01.11.1956) war Leiter des italienischen Generalstabs und wurde nach Mussolinis Sturz von König Viktor Emmanuel III. zum Regierungschef ernannt. Am 3. September 1943 schloss Badoglio einen Waffenstillstand mit den Alliierten, die bereits nach Italien einmarschiert waren. Daraufhin setzten deutsche Truppen mehrere Hunderttausend italienische Soldaten mit Waffengewalt fest, die ins Deutsche Reich deportiert wurden, um ihre Arbeitskraft auszunutzen. Anfang Oktober 1943 kamen etwa 1 000 der „italienischen

- Militärinternierten“ aus dem Stalag Fallingbostal XI B in das Volkswagenwerk. Man nannte sie „Badoglios“; vgl. Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 720ff.; Bories-Sawala, Franzosen, Bd. 2, S. 472ff.
- 32 T.A.C.: „Tire au cul“ (= Drückeberger); zu den Formen der Resistenz und Arbeitsverweigerung siehe den bei einem französischen Zivilarbeiter gefundenen Kettenbrief mit dem Titel „Zehn Gebote des vollkommenen französischen Arbeiters“ vom Mai 1944: „1. In der Werkstatt langsam gehen. 2. Am Feierabend sich beeilen. 3. Den Abort oft aufsuchen. 4. Nicht zuviel arbeiten. 5. Den Meister ärgern. 6. Den schönen Mädchen den Hof machen. 7. Den Arzt oft besuchen. 8. Nicht mit Urlaub rechnen. 9. Die Reinlichkeit lieben. 10. Immer Hoffnung haben.“, Herbert, Fremdarbeiter, S. 299.
- 33 Für Arbeiter, die Postpakete empfangen konnten, stellten die darin enthaltenen Lebensmittel eine wichtige Ergänzung der täglichen Nahrungsrationen dar, sofern die Güter nicht für den Tauschhandel genutzt wurden, siehe Bories-Sawala, Franzosen Bd. 2, 54 ff. Der Schriftwechsel mit den Familien bildete eine wichtige emotionale Stütze für die mentale Situation der Betroffenen. Dafür sind die im Depositum Baudet enthaltenen Briefe der Eltern und des Onkels eine zentrale Quelle. Eine wissenschaftliche Aufarbeitung der privaten Korrespondenz steht noch aus.
- 34 Vgl. unten, S. 76f.
- 35 Der Vorgang konnte bislang dokumentarisch nicht nachgewiesen werden. Vgl. zur Behandlung abgeschossener alliierter Piloten etwa Günter Neliba: Lynchjustiz an amerikanischen Kriegsgefangenen in der Opelstadt Rüsselsheim (1944). Rekonstruktion einer der ersten Kriegsverbrecher-Prozesse in Deutschland nach Prozessakten (1945 – 1947), Frankfurt am Main 2000; Georg Hoffmann: Fliegerlynchjustiz. Gewalt gegen abgeschossene alliierte Flugzeugbesatzungen 1943 – 1945, Paderborn 2015.
- 36 Tatsächlich war Fitt nach Angaben von Jean Baudet vom Lagerführer erwischt worden, als er einen englischen Sender hörte. Er wurde daraufhin vom Sondergericht Hannover zu einer Haftstrafe verurteilt und erst von den Amerikanern im April 1945 befreit.
- 37 Nach den Erinnerungen von Jean Baudet konnten die französischen Arbeiter nicht glauben, dass am 6. Juni eine wichtige Landung stattgefunden hatte. Demgegenüber diskutierte die deutsche Bevölkerung ausgiebig die lange erwartete Landung in der Normandie, die verbreitet als Entscheidungsschlacht angesehen wurde, in die das Deutsche Reich mit „Geheimwaffen“ eingreifen werde, siehe Heinz Boberach (Hg.): Meldungen aus dem Reich. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938 – 1945, Bd. 17, Herrsching 1984, S. 657ff.
- 38 Jean Baudet vermutete, dass die Leitung des Volkswagen Werks das Spiel ansetzen ließ, um nicht gegen Ausländer zu verlieren, nachdem die Franzosen einige Tage zuvor gegen Typhus geimpft worden war und den Spielern die Kraft fehlte.
- 39 Gemeint ist das ebenerdige Sockelgeschoss des Hauptwerks. Die Flächen dienten vor allem als Logistikkäume und Vorratslager für die Versorgung der im Hallengeschoss befindlichen Fertigungsstrassen und Produktionsbereiche. Außerdem befanden sich im Sockelgeschoss der Hallen, häufig als „Keller“ bezeichnet, Versorgungsleitungen, Waschkauen sowie Luftschutzanlagen, Mommsen/Grieger, Volkswagenwerk, S. 262f.
- 40 Bei Auswärtsspielen erhielt Baudet von seinem Meister die Erlaubnis, am Sonntagabend die Arbeit nicht wieder aufnehmen zu müssen. Er arbeitete erst am Montagabend wieder und gewann dadurch einen Ruhetag.
- 41 Jean Baudet berichtete, dass die Schutzräume des Lagers aus einem Graben im Rasen bestanden, der mit Knüppelholz und einer 20 cm dicken Erdschicht abgedeckt war. Das war wohl ausreichend bei Bomben und Flaksplittern.
- 42 Zur antisemitischen Ausrichtung des Spielfilms „Jud Süß“ des Regisseurs Veit Harlan siehe etwa Dorothea Hollstein: „Jud Süß“ und die Deutschen. Antisemitische Vorurteile im nationalsozialistischen Spielfilm, Frankfurt/M. 1983; Stefan Mannes: Antisemitismus im nationalsozialistischen Propagandafilm. *Jud Süß* und *Der ewige Jude*, Köln 1999; Haus der Geschichte Baden-Württembergs (Hg.): „Jud Süß“ – Propagandafilm im NS-Staat, Stuttgart 2008.
- 43 „Morgens brachte mir die Sekretärin des Meisters manchmal eine Flasche Milch. Das gab es nicht für jeden. Die Milch war köstlich wie Nektar.“, Interview mit Jean Baudet am 1.9.2000, S. 25 (Z 89, Nr. 4).
- 44 „Vor Monaten hätte ich nie gewagt, dies in meinen Taschenkalender zu schreiben. Ich hatte Angst vor einer Kontrolle und vor den Konsequenzen. Nun war die Lage entspannter, und man fühlte sich weniger ängstlich.“ Jean Baudet
- 45 Zur Swing-Jugend als Form resistenten Verhaltens siehe etwa Susanne Heitker: Die Hamburger Swing-Jugend. Eine Jugendsubkultur im Spiegel lebensgeschichtlicher Interviews, Hamburg 1999; Guido Fackler: Die „Swing-Jugend“. Oppositionelle Jugendkultur im nationalsozialistischen Deutschland, in: Alenka Barber-Kersovan/Gordon Uhlmann (Hg.): Getanzte Freiheit. Swingkultur zwischen NS-Diktatur und Gegenwart, hamburg 2002, S. 33–50.
- 46 „Der Bereich Flugzeugbau in der Mitte des Werkes war spezialisiert auf die Reparatur beschädigter Flugzeuge und auf die Herstellung des Aufbaus der V 1. Manchmal kann man die ein oder andere außerhalb der Fabrik stehen sehen. An der V 1 arbeiteten nur Häftlinge aus den Konzentrationslagern.“ Jean Baudet
- 47 „Von diesem Tag an mussten wir auf der Straße von Wolfsburg zum Tor am Kraftwerk ins Werk gehen. Die Strecke war gut viermal so lang wie vorher.“ Jean Baudet
- 48 „Jean Miquel hat mir gegenüber zugegeben, er habe niemals verstanden, weswegen er bestraft wurde. Vermutlich wollten die SS-Männer nur ihren Spaß haben. Zum Glück hat Jean die Folter relativ gut überstanden. Er war Sportlehrer.“ Jean Baudet
- 49 Gemeint ist hier offenbar der im August 1944 befohlene Ausbau des früheren Westwalls zu einer Verteidigungslinie gegen die westalliierten Truppen, siehe etwa Percy Ernst Schramm (Hg.): Kriegstagebuch der Oberkommandos der Wehrmacht (Wehrmachtsführungsstab), Bd. 4/1, Herrsching 1982, S. 379ff.; Klaus-Dietmar Henke: Die amerikanische Besetzung Deutschlands, München 1995, S. 125f.
- 50 Der 11. November wurde vor der deutschen Besetzung in Frankreich als Feiertag zur Erinnerung an den Sieg über Deutschland und den Waffenstillstand von 1918 begangen.
- 51 „All diese Lebensmittel gab es natürlich nur in ganz kleinen Mengen. Schon der Name

- ließ uns träumen. Sie waren von einzelnen gesammelt und bei den Gefangenen gegen Zigaretten getauscht worden. Die Gefangenen bekamen Pakete von den Amerikanern und vom Roten Kreuz.“ Jean Baudet
- 52 „Diese Schuhe bestanden aus einer Holzsohle und einem Schaft aus grobem Tuch. Holzsandalen hatten über der Holzsohle ein kurzes Stoffborteil ähnlich wie Clogs.“ Jean Baudet
- 53 Jean Baudet benutzt an dieser Stelle erstmalig und einmalig den Begriff „Zwangsarbeit“: „Je ne peux y aller, mais Jacques y va pour deux. Manque de ‚pot‘, il se fait piquer, et fais trois jour de travail forcé.“
- 54 „Ein unterirdisches Versteck in einem Hügel nahe der Fabrik ‚La foulerie‘, in dem die Artillerie 1939 Munitionsvorräte angelegt hatte.“ Jean Baudet
- 55 Anton Zischka, Die Wissenschaft bricht Monopole, Leipzig 1936. Das Buch erschien im Goldmann-Verlag und erreichte bis 1940 eine Auflage von 200 000 Exemplaren.
- 56 Zu den Düsenflugzeugen der Luftwaffe siehe etwa Ralf Schabel: Die Illusion der Wunderwaffen. Die Rolle der Düsenflugzeuge und Flugabwehrraketen in der Rüstungspolitik des Dritten Reiches, München 1994.
- 57 „Zuckerdose‘ (‚boîtes à sucre‘) – Name, den Franzosen für die Kübelwagen vergeben haben, die in KdF normalerweise gefertigt wurden und den amerikanischen Jeeps entsprechen.“ Jean Baudet
- 58 „Diese ganzen Dinge haben wir aus den verlassenen Baracken eines Nachbarlagers geholt. Dort hatten Lagerführer, Verwaltungskräfte und ein paar ‚Kollaborateure‘ gewohnt, die recht gut eingerichtet waren. Außerdem haben wir dort Lebensmittelvorräte gefunden.“ Jean Baudet
- 59 „Chauvineau, der Chef der Bande, mit Filzhut und langem Regenmantel, trug die blauweiß-rote Armbinde und stellte bei der Beschlagnahme eine falsche Bestätigung aus.“ Jean Baudet
- 60 „Russisch: Ich liebe Dich.“ Jean Baudet
- 61 „Anspielung auf den Chef vom Werkschutz, ein magerer Mann mit Brille, den wir ‚Totenkopf‘ nannten. Er besuchte die Vorstellung mit allen ‚Honoratioren‘.“ Jean Baudet

Fotonachweis:

Depositum Jean Baudet (Unternehmensarchiv der Volkswagen Aktiengesellschaft):
Titel S. 1, 5, 20, 22, 27, 31, 41, 46, 61–63, 65, 78–83

Volkswagen Aktiengesellschaft:
Titel, S. 18, 21

Anhang – Texte von Varieté-Vorführungen in „Kaffee“, Dezember 1944/Januar 1945 und Fotos

Refrain der Veranstaltung „Kaffee Natur“

Kaffee, Natur-Kaffee.
Im alten Schuppen gibt's Juch he!
Wir sind nicht reich, nicht elegant,
doch gibt's zu lachen allerhand.
Vergiss die Schufterei,
Maschin' und Polizei.
Behaltet den Humor
und singt mit uns im Chor.

(nach der Melodie des franz. Liedes
„Venez dans mon rancho!“)

Finale der Dezember-Revue

Nun, Freunde, das war's für heut' Nacht.
Schon ist wieder ein Tag hier vorbei.
Wie wir sehn, hat's Euch Freude gebracht
mit Gesang und Träumerei.
Doch ist's schöner daheim, das ist wahr,
wenn im Kreis der Familie wir speisen.
Mögt Ihr Weihnachten in einem Jahr
voller Freude das Schicksal preisen.
Alle hoffen wir auf diese Chance.
Vive la France!

(Melodie: Amerikanischer Marsch)

Das Gespenst

- 1) Zwei Schatten schlendern Arm in Arm.
– Hör zu, mein Liebchen, trallala –
Zwei Schatten schlendern Arm in Arm,
durch eine Mainacht, mild und warm.
- 2) Auf einem Hügel, weich und grün
– Hör zu, mein Liebchen, trallala –
Auf einem Hügel, weich und grün,
da sanken die zwei Schatten hin.
- 3) „Ja l'jublju tebjja“,⁶⁰ sprach die Stimme süß.
„Umarme mich, dass ich Dich küsst!“
- 4) Die Schatten schmolzen hin, vereint,
vor Liebe ward gejauchzt, geweint.
- 5) Da tönt ein Schrei! Was ist? Was soll's?,
Er kam aus finstrem Unterholz.
- 6) Und plötzlich hat die finstre Nacht,
eine Gestalt hervorgebracht.
- 7) Die Mütze, die Brille,⁶¹ oh Malheur!
Er ist's. Nur fort! Er kommt hierher!
- 8) Die Schatten springen auf, und – hop,
sieht man uns fliehen im Galopp.
- 9) Und schon sieht man hinter den Hecken,
zwei andre Schatten sich verstecken.
- 10) Ganz fest umschlungen und noch mehr,
doch das gehört nicht mehr hierher.

(Melodie: „Un fiacre allait trotinant“)

Der „Kaffee“-Krimi, 1. Januar 1945

Bei uns im Müll, so vor drei Tagen,
was seh' ich da? Ein Zeitungsblatt!
Na prima, höre ich mich sagen,
wie gut, wenn man auch Tabak hat.
Wir werden Zigaretten drehen,
auch manchen Freund damit versehen.
Ich lese – : Ach so ist die Sache!
Die Zeitung ist in deutscher Sprache.
Halt! Oben in der einen Eck!
Zwischen zwei Klecksen Taubendreck
les ich – man wagt's nicht auszusprechen –
in dicken schwarzen Großbuchstaben
„Kaffee“ und „Neindorf“ und „Verbrechen“.
(Ob sie den Täter wohl schon haben?)
„Ist er nun Opfer oder Täter?“
Nach Sonnenaufgang, wenig später,
entdeckte jemand im Pissoir,
das reserviert für „Ausländer“,
den grausen Leichnam eines Toten.
Der lag dort auf dem Bretterboden.
Das Blut rann schwer auf's Holz wie Brei.
Fern blieb man stehn, rief „Oh“ und „ih“!
Es roch wie in der Schlachtereier
und ziemlich stark auch nach Pipi,
nach strengem Wildgeruch, ja und
ein bisschen auch nach totem Hund.
Das Opfer fragt – noch ganz benommen,
so plötzlich war der Tod gekommen –
die Leute, die es nun umgeben:
„Bin ich nun tot oder am Leben?“
Schnell wird die Klinik alarmiert.
Dann bringt man mit Geschrei ihn fort,
bevor der arme Kerl krepirt,
an einen hygienischen Ort.

Und man vergisst auch nicht dabei
die Meldung an die Polizei.
Durch den Bericht höchst echauffert,
mit der ihm eignen Eleganz
kommt „Totenkopf“ heranmarschiert
zur Aufnahme des Tatbestands:
Ein Russe war's, ein Bild von Mann
und – das ist selten – Polizist!
„Man wirds unter Kollegen regeln,“
sagt „Totenkopf“, „weil's besser ist.“
„Was hast du denn, mein Kleiner sprich!
Was hat der Schurke Dir getan?“
„Ich stand da, pisste, freute mich.
Plötzlich: drei Stiche in die Brust!
Dann war mir nur noch Nacht bewusst.“
Die Tat ist schlimm, der Fall ist schwer.
„Nun sag mir noch: Wer war der Herr?“
„Sah niemanden. Hab keinen Feind.
Hab nur, was recht ist, stets getan.
Der Gummistock – nicht böse gemeint –
nur selten brüllte ich wen an.
Strafzahlungen – nicht zu vermeiden.
Doch das sind alles Kleinigkeiten.
Ein Zeuge, der gut informiert,
berichtet, dass vor einiger Zeit
er unsern Toten observiert,
der einen Schleifstein hielt bereit.
Drauf wetzte er, – so stehn die Dinge –
scharf eines Messers lange Klinge.
„All right“, jetzt wird es interessant,
sagt unser Sherlock Holmes gebannt.
Die Pfeif im Mund, die Händ im Rücken
will er ihm das Gehirn zerstückeln.

Sein Schritt im Raum erdröhnt gewichtig:
„Mord oder Selbstmord – was ist richtig?“
Bei jedem Fall spricht viel dafür.
Ich denk wohl, dass es Selbstmord ist,
dann spar ich die Recherchen mir.
Denn schließlich bin ich Polizist
und möchte nicht wie dieser enden.
So werden wir das Blättchen wenden.
Das wird für uns das Beste sein:
„Selbstmord“. Der Tote: „Unbekannt“,
meld ich bei KdF per Schein
und geb die Sache aus der Hand
und rette so – ich sags nicht laut –
auch schließlich meine eigene Haut.
Nie mehr geh ich auf das Pissoir,
das reserviert für „Ausländer“.
Mein Zeitungsblatt, ich werd es retten,
damits nicht brennt als Zigaretten.
Ich stecks in meinen Rock zurück
als Witzblatt und Erinnerungsstück.

Der „Krimi“ basiert auf einem
damals umlaufenden Gerücht,
man habe einen sterbenden
ukrainischen Hilfspolizisten
auf dem WC der Fabrik gefunden.
Aber das Ganze blieb mysteriös,
und bald war nicht mehr davon die Rede.

Jean Baudet
Stadt des KdF-Wagens
bei Fallersleben
Gem. Lager 9/15

19. März 1944

Liebe Eltern,

es regnet. Ein leichter Westwind weht in Böen. Eigentlich müsste ich heute Morgen arbeiten, aber ich gehe nicht hin. Stattdessen war ich im Wolfsburger Schloss und habe mir einen Vortrag über deutsche Musik angehört, bei dem auch Musikbeispiele vorgetragen werden. Wir betraten den Hof der alten Burg durch eine massive Eichentür in Form eines gotischen Spitzbogens. Sie führte zu einer Steintreppe. Auch die niedrige Decke darüber war ein Gewölbe aus Spitzbögen und weiß gekalkt. Wir stiegen einige Etagen hoch, und auf jedem Treppenabsatz sahen wir durch die kleinen Scheiben eines Fensters die norddeutsche Ebene, die uns jedesmal flacher und grauer erschien. Schließlich erreichten wir ein Vorzimmer mit Gemälden, Kopien großer deutscher und holländischer Meister. Ein „Herr“ [im Original] bat uns, in einen altmodischen Salon einzutreten. Die großen Fenster waren mit roten Portieren dekoriert, dazu vergoldete Sessel mit roten Seidenbezügen. Vor einer Büste des Führers standen zwei wunderbare Flügel. Den Vortrag hielt ein Professor, der wie ein Künstler wirkte: Weißes Haar, hohe Stirn, goldgefasste Brille, Schnurrbärtchen, Fliege unterm Kinn. In leicht verständlichem Deutsch sprach er zu uns über Haydn, Mozart, Beethoven und Wagner. In einer

Ecke saß in einem Lehrerstuhl eine Dame um die 60 im langen schwarzen Abendkleid mit etwas Spitze, Samtschuhen und einem großen Anhänger an ihrer Halskette. Als ich eintrat, hatte ich spontan den Wunsch, mich vor ihr zu verneigen und ihr die Hand zu küssen. Sie erschien mir wie eine alte Baronin, die einen Empfang gibt.

Aber sie war die Pianistin, die uns eine eindrucksvolle Interpretation der Pathétique von Beethoven gab. Sie spielte übrigens hervorragend. Dann spielte sie Wagner, eine völlig andere Art von Musik. Und draußen fiel der Regen, und der Wind zerrte an den zarten Zweigen der Kastanien im Park. Uns aber schützten die doppelten Fenster des Schlosses.

Ich habe diese Woche Euren Brief vom 26. Februar bekommen und ein Päckchen mit Wildschweinpastete. Das sind ja schöne Aussichten: Euer Paket mit den Waffeln und dem Plakat von St. Meunice steht noch aus.

Gestern haben wir zum zweiten Mal gegen die Hitlerjugend gespielt, Bengels zwischen 15 und 17 Jahren. Sie haben uns 3:1 geschlagen. Das Tor habe ich geschossen mit der Wut der Verzweiflung. Dabei verlief das Spiel genauso korrekt wie das vorhergehende.

Es ist nicht mehr so kalt. Nach diesen Regentagen wird sich wohl der Frühling zeigen. Es hat schon lange nicht mehr gefroren, aber meistens ist der Himmel grau. Man könnte melancholisch werden, wenn man mehr Zeit hätte ihn zu betrachten.

Um 15.00 Uhr will ich versuchen, ob ich noch einen Platz in einem Konzert bekommen kann, ein Orchesterkonzert diesmal. Wenn es nicht klappt, mache ich meine Post fertig, bügelle dann ein bisschen mit einem selbstfabrizierten Bügeleisen und lese etwas auf meinem Bett, bis es soweit ist, dass ich genüsslich die Bohnen verspeisen kann, die im Topf auf dem Herd schmurgeln. Mit Vergnügen habe ich Michels Prüfungsergebnisse zur Kenntnis genommen.

Das ist ja gar nicht schlecht!

Bis nächsten Sonntag!

Jean

Handwritten letter in French, dated 19. März 1944. The text is written in cursive and matches the typed transcription on the left. It discusses the weather, a concert attempt, and exam results.

Handwritten letter in French, dated 19. März 1944. This is the second page of the letter, continuing the text from the first page. It concludes with a signature and date.

Jean Baudet an die Eltern, 19. März 1944



Die Baracke in Kaffee
nach der Befreiung, 12. April 1945

Letzter Tag in Kaffee,
12. April 1945



Glückliche Stunden, 14. April 1945



Spaziergang im Park des Schlosses Wolfsburg,
30. April 1945



Zwei Ukrainer, April 1945



„Die zwei besseren Freundinnen“ –
die Cousinen Natascha und Emilia,
14. April 1945

Die Zimmergemeinschaft
der Baracke 7/1 vollständig,
14. April 1945



Zum Bahnhof und nach
Frankreich, 3. Mai 1945



„Lüttich ... Worauf warten wir,
um wieder loszufahren“,
6. Mai 1945

„Lüttich ... wir kommen!“,
6. Mai 1945

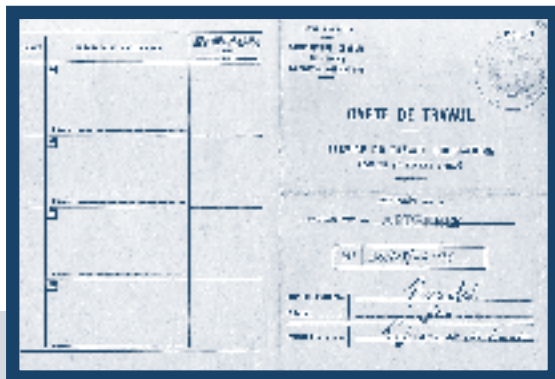


Kaffee: v.l.n.r. Olga, Maria, Paula,
Nadja, Nina, Zina, 14. April 1945



„Namur ... Die jungen Frauen sind glücklich – Eine Hitler-Puppe wird in einem Sarg triumphal herumgeführt“, 6. Mai 1945

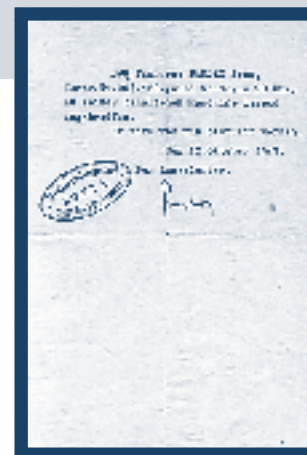
**Carte de Travail, Service du Travail Obligatoire [Arbeitskarte des STO]
für Jean Baudet, ausgestellt von der Präfektur Ardennes, 1. Juli 1943**



**Anwerbebestätigung der
Deutschen Vermittlungs-
stelle Paris,
16. Juli 1943**

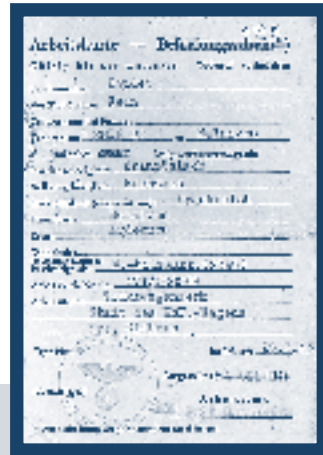


**Formular der Deutschen
Vermittlungsstelle Paris
zur Anmeldung von Jean
Baudet bei der Krankenkasse,
16. Juli 1943**

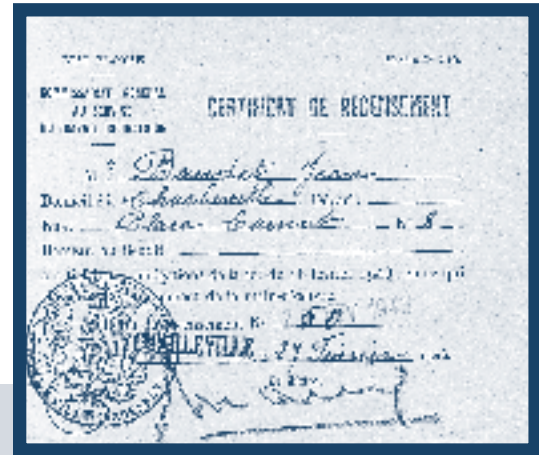


**Meldung des Lagerleiters der
Petain-Jugend/JOFTA,
20. Oktober 1943**

Arbeitskarte, ausgestellt vom
Arbeitsamt der Stadt des KdF-
Wagens bei Fallersleben,
14. Oktober 1943



Erfassungsbescheinigung des
Generalkommissariats des STO,
ausgestellt vom Bürgermeister
in Charleville, 25. Februar 1943



Service des JOFTA, Paris
an René Baudet betr.
Bestätigung der Abreise
seines Sohnes Jean Baudet
nach Deutschland,
29. Juli 1943



Commissariat au Service
du Travail Obligatoire,
Directeur Départemental
Charleville an Jean Baudet
betr. Ablehnung seines
Gesuchs um spätere
Einberufung,
15. Juli 1943



Bescheinigung des Ministeriums
der Gefangenen, Deportierten
und Flüchtlinge, Direction
Départementale de Ardennes über
die Dienstzeit als STO-Deportierter,
22. Januar 1946

Historische Notate

- HEFT 1 Klaus Kocks/Hans-Jürgen Uhl
AUS DER GESCHICHTE LERNEN.
Anmerkungen zur Auseinandersetzung von Belegschaft, Arbeitnehmervertretung, Management und Unternehmensleitung bei Volkswagen mit der Zwangsarbeit im Dritten Reich
ISBN 978-3-935112-06-2 (vergriffen)
- HEFT 2 Markus Lupa
DAS WERK DER BRITEN.
Volkswagenwerk und Besatzungsmacht 1945 – 1949
ISBN 978-3-935112-00-0 (vergriffen)
- HEFT 3 Jürgen Marose
BILDERZYKLUS „DER BEDROHTE MENSCH“
ISBN 978-3-935112-01-7 (vergriffen)
- HEFT 4 Jean Baudet
STO À KDF, 1943 – 1945. ERINNERUNGEN
ISBN 978-3-935112-53-6
- HEFT 5 Malte Schumacher/Manfred Grieger
WASSER, BODEN, LUFT.
Beiträge zur Umweltgeschichte des Volkswagenwerks Wolfsburg
ISBN 978-3-935112-09-3 (vergriffen)
- HEFT 6 Henk 't Hoen
ZWEI JAHRE VOLKSWAGENWERK.
Als niederländischer Student im „Arbeitseinsatz“ im Volkswagenwerk von Mai 1943 bis zum Mai 1945
ISBN 978-3-935112-03-1
- HEFT 7 **VOLKSWAGEN CHRONIK.**
Der Weg zum Global Player
ISBN 978-3-935112-10-9 (vergriffen)
- HEFT 8 Ralf Richter
IVAN HIRST.
Britischer Offizier und Manager des Volkswagen Aufbaus
ISBN 978-3-935112-12-3
- HEFT 9 **ABFAHRT INS UNGEWISSE.**
Drei Polen berichten über ihre Zeit als Zwangsarbeiter im Volkswagenwerk vom Herbst 1942 bis Sommer 1945
ISBN 978-3-935112-17-8
- HEFT 10 Manfred Grieger/Dirk Schlinkert
WERKSCHAU 1.
Fotografien aus dem Volkswagenwerk 1948 – 1974
ISBN 978-3-935112-20-8
- HEFT 11 **ÜBERLEBEN IN ANGST.**
Vier Juden berichten über ihre Zeit im Volkswagenwerk in den Jahren 1943 bis 1945
ISBN 978-3-935112-21-5
- HEFT 13 Ulrike Gutzmann/Markus Lupa
VOM „VORWERK“ ZUM FAHRWERK.
Eine Standortgeschichte des Volkswagen Werks Braunschweig
ISBN 978-3-935112-27-7
- HEFT 14 **VOLKSWAGEN FINANCIAL SERVICES AG.**
60 Jahre Bank, Leasing, Versicherung – eine Chronik
ISBN 978-3-935112-36-9 (vergriffen)
- HEFT 15 Markus Lupa
SPURWECHSEL AUF BRITISCHEN BEFEHL.
Der Wandel des Volkswagenwerks zum Marktunternehmen 1945 – 1949
ISBN 978-3-935112-41-3
- HEFT 16 Günter Riederer
AUTO-KINO.
Unternehmensfilme von Volkswagen in den Wirtschaftswunderjahren
ISBN 978-3-935112-39-0
- HEFT 17 **VOM KÄFER ZUM WELTKONZERN.**
Die Volkswagen Chronik
ISBN 978-3-935112-04-8

Alle Publikationen stehen zum Download zur Verfügung unter
<https://www.volkswagenag.com/de/group/history.html>



© Volkswagen Aktiengesellschaft
Brieffach 1973
38436 Wolfsburg
Deutschland
E-Mail: history@volkswagen.de
Internet: www.volkswagenag.com



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C030157

